# Der Vaterlandsge... und die deutsche Dichtung

Max Jähns

# Der Vaterlandsgedanke

und

# die deutsche Dichtung.

# Der Vaterlandsgedanke und die deutsche Dichtung.

—×—

Ein Rückblick
bei der Feier des viertelhundertjärigen Bestehens des neuen deutschen Reiches

von

**Max Jähns.**



Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1896.

Der Begriff des ‚Vaterlandes' ist ein so natürlicher, daß er wol keinem seßhaften Volke mangelt. Was unsere Vorfaren betrifft, so finden sich denn auch schon in der althochdeutschen Sprache die Wörter fatarland, fatarheim und fatarnodil, von denen allerdings die beiden letzteren weniger die patria als das patrimonium, das Vatergut, bezeichneten. Aber auch der Begriff fatarland dürfte schwerlich schon in unserem heutigen Sinne von ‚Vaterland' zu verstehen sein, sondern mer die Bedeutung von ‚Stammessitz' gehabt haben, da die Voraussetzungen des heut geltenden Wortinhalts: Nationalgefül und Statsverband noch felten. — Uns modernen Menschen ist der Gedanke des Nationalgefüls, ja der des Nationalbewußtseins etwas so selbstverständliches, daß es uns schwer fällt, eine Zeit zu denken, in der es unserm Volke an dieser Vorstellung, an dieser sittlichen Macht gemangelt hätte. Und dennoch ist das Nationalbewußtsein, wie alles Lebendige, allmählich erwachsen, und wenn wir zurückschauen in die Urzeit, so gewinnen wir den Ein-

druck, daß die Anung, welche damals an der Stelle unseres Nationalbewußtseins glimmte, noch kaum den Namen „Nationalgefül" verdient. Wol raunte uralte Überlieferung unsern Vorfaren zu, sie seien Einer Herkunft, und in der Tat glaubten sie, ein und denselben göttlichen Anherrn zu haben; doch nicht einmal die Götterlere der verschiedenen Stämme stimmte durchaus überein. Dunkel empfanden sie sich verwandt unter einander; als eine Einheit aber faßten sie sich nicht auf; als eine solche begriffen sie erst die Fremden, die benachbarten Kelten, und bezeichneten sie als Nachbarn, Germanen. Das scheint bald ein Ehrenname geworden zu sein; denn im gallischen Kriege wiesen die Usipier und Tenkterer mit großem Stolz den Cäsar darauf hin, daß es Germanensitte sei, keinem Angreifer zu weichen. Auch in der hohen Verehrung, welche Ariovist bei seinem aus verschiedenen Stämmen zusammengesetzten Heer genoß, und angesichts der tiefen Trauer, welche, Cäsar zufolge, die Germanen beim Tode dieses heldenhaften Heerkönigs an den Tag legten, lassen sich die Anfänge eines germanischen Gesamtgefüls schon nicht mer ganz verkennen. Deutlicher ward den Stämmen dann das Gemeinsame ihres Wesens in den langandauernden Kämpfen gegen Süden und Westen. Schon die den Donaukelten gegenüber hausenden Germanen betrachteten sich als Grenzer und nannten sich daher Markmannen, und als Arminius im Teutoburger Walde der Römer Joch gebrochen hatte, da

feierten ihn Lieder aller Stämme als den gemeinschaftlichen Befreier. Aber er selber ging im Stammeshader unter, und noch auf lange hinaus überwog das Sonderleben der Stämme durchaus das dunkle Gefül gemeinsamer Abkunft.

Erst im Reiche der Franken werden einige dieser Stämme, zumal Franken und Schwaben, statlich verschmolzen, am kräftigsten und nachhaltigsten freilich durch den Kampf gegen einen anderen deutschen Stamm, die Sachsen. In der Folge diente die Unterwerfung aller ostrheinischen Germanen und die Ausbreitung fränkischer Ansiedlungen in ihren Landen zur Milderung der Stammesgegensätze, zugleich aber auch zur Erhebung des Frankentums über das Wesen aller andern Stämme. Noch fast zwei Menschenalter nach Karls d. Gr. Tode berichtet der Mönch von St. Gallen, daß sämtliche Völker des Reiches von Spanien bis Baiern sich des fränkischen Namens rümten. Das galt also keineswegs nur von den späteren Franzosen, sondern auch von den späteren Deutschen; und in der Tat, nach der Aufteilung von Lothars Reich, als die Hauptmasse des fränkischen Stammes und mit ihr der königliche Stul von Achen Ludwig dem Deutschen zugefallen war, wurde der Frankenname auch für das östliche Reich mit vollem Rechte fortgefürt. In der Einleitung des ‚Krist', einer Evangelienharmonie, welche Otfried im Jahre 868 dem Könige Ludwig widmete, singt der Dichter das Lob der Franken:

Sie sind so kün
Just wie die Römer;
Nicht können die Griechen
Wetteifern mit ihnen . . .
Ihr Land ist fett
Und reich an Gut;
Sie selbst sind rumvoll,
One Tadel. . .
Sie sind ser rasch
Und festen Muts;
Sie anzugreifen
Wird niemand wagen . . .
Mit Schwertern lerten
Und nicht mit Worten
Sie ihren Feinden
Schreck und Furcht . . .

Ein Volksgegensatz zwischen Ost- und Westfranken trat, trotz des Auseinandergehens der Sprachen, zunächst wenig hervor. Noch wärend der Kreuzzüge wurden im Orient alle Abendländer unterschiedslos als Franken bezeichnet, und noch heut bedeutet dort fränkisch soviel wie christlich oder europäisch. Man darf nicht vergessen, daß die Bezeichnung König Ludwigs als ‚des Deutschen' erst von den Geschichtsschreibern des 18. Jahrhunderts erfunden worden ist. Sein Land wird abwechselnd ‚Franchônoland' oder ‚Germania' genannt. Von einem ‚deutschen Volke' als einer nationalen Einheit ist noch nicht die Rede. Wol kommt der Ausdruck ‚thiudisca liudi = deutsche Leute' vor; aber er bezeichnet nicht nur die deutsche Nation, sondern alle germanischen Völker,

auch die Goten und Angelsachsen. Und die Nachbarn der Deutschen benannten diese mit dem Namen des ihnen zunächst wonenden Stammes, die Franzosen als Allemands, die Nordländer als Sachsen, die Ostvölker als Baiern oder Schwaben. Erst die seit Otto d. Gr. beginnenden Römerzüge, in denen das kriegerische Aufgebot der verschiedenen Stämme als einheitliches Heer auftrat, nötigte zur Schöpfung einer zusammenfassenden Bezeichnung, und zwar ergab sich ein Bedürfnis dazu begreiflicherweise früher bei den Wälschen als bei den Deutschen. Zu Anfang des 10. Jahrhunderts werden sie in Italien, ein Menschenalter später auch diesseits der Alpen Teutones oder Teutoni genannt. Der Ausdruck Teutonum tellus — deutsches Land kommt aber erst um das Jahr 1000 bei Brun von Querfurt vor, das Wort ‚Diutischland' gar erst in der um die Mitte des 12. Jahrhunderts verfaßten sogenannten ‚Kaiserchronik'. Die Siege der Ottonen wurden unter dem Banner des heiligen Michael erfochten, und nach diesem kriegerischen Erzengel ward der einzelne Deutsche auch wol Michael teutonicus genannt; dieser Beiname ‚deutscher Michel', der wahrlich nichts mit der Schlafmütze zu tun hat, ist also gerade so alt wie die Bezeichnung der Gesamtheit des deutschen Volkes selbst. ‚Michel' aber heißt im Altdeutschen so viel wie ‚groß' oder ‚gewaltig'.

Unter der Fane des heiligen Erzengels gewannen die Deutschen, früher als irgend eine andere Nation des Mittelalters, das Bewußtsein einheitlichen Volkstums.

Noch tritt zwar der Stammesstolz der Sachsen, denen an Stelle der Franken die Königswürde zugefallen war, stark hervor. In der dichterischen Einleitung, welche Widukind seinen Sächsischen Geschichten voranschickt, sagt er: er wolle darstellen

> Leben und Taten der Herrscher, die sächsischem Stamme entsprossen,
> Lenkten Germanien, das Reich, das stolz wie des Libanon Ceder
> Raget empor durch sie vor den übrigen Reichen der Erde.

Von der Ausschließlichkeit jedoch, mit welcher früher das fränkische Stammesbewußtsein das aller andern Stämme aufgesogen hatte, ist schon keine Rede mer. Und um eben diese Zeit schliffen sich innerhalb des Reiches die Verschiedenheiten der Mundarten (zum Teil infolge lautlichen Verfalles) dermaßen ab, daß man sich ihrer engen Verwandschaft mer und mer bewußt ward und den Begriff einer gemeinsamen Volkssprache gewann. Damit war die wichtigste Grundlage des Nationalbewußtseins gegeben, und dem entspricht es, daß sich eben damals die nationalen Gegensätze zu den Slaven, den Romanen, ja zu den Dänen entwickelten und daß sich schon Spuren starken nationalen Selbstbewußtseins zeigen. Als der griechische Kaiser dem Gesandten Ottos des Großen, Liutprand dem Langobarden, vorwarf, daß er kein Römer sei, da entgegnete der Germane: „Wir Langobarden, Sachsen, Franken, Lotharingier, Baiern, Schwaben und Bur-

gunden verachten die Römer dermaßen, daß wir für unsere Feinde, wenn wir recht zornig sind, kein anderes Scheltwort brauchen als ‚Römer'!“ — Leider ist es dabei nicht geblieben. Der Gewinn der römischen Kaiserkrone, der Einfluß einer Fürstin wie Theophano, die Schwärmerei eines Otto III. verkerten die von Liutprand ausgesprochene Stimmung schnell in ihr Gegenteil. Das römische Reich ging dem deutschen Königtume bald weit voraus. Wie einst die Römer ihre Nachbarn, so bezeichnen nun die Deutschen, als Nachfolger der Römer, die Ungarn und Slaven als ‚barbari', und ganz irrtümlich, nur um ihn höher zu ehren, läßt Widukind in seiner Geschichtserzälung den König Heinrich I. nach der Schlacht von Riade und Otto den ersten auf dem Lechfelde vom Heere als ‚Imperator' begrüßen. Die Sucht, das römische Reich deutscher Nation unmittelbar an die Kulturwelt des Altertums anzuknüpfen, zeigt sich auch in den abenteuerlichen Vorstellungen von der Herkunft der deutschen Stämme, wie sie sich damals in Gelertenkreisen entwickelten und sogar noch gegen Ende des 12. Jahrhunderts im Annoliede und in der gereimten Kaiserchronik ihren Ausdruck fanden. Da stammen die Franken gleich den Römern aus Troja; von den Schwaben weiß man nur, daß sie ihren Namen von einem Berge Swêwô füren, auf dem einst Julius Cäsar sein Lager geschlagen; die Sachsen aber sind die Nachkommen derjenigen Makedonen Alexanders d. Gr., die nicht Lust hatten, sich seinen

Nachfolgern zu unterwerfen, sondern zur Elbmündung segelten, um freies Land zu finden; die Baiern endlich sind gar aus Armenien eingewandert. Ungeachtet dieser weit auseinanderliegenden Herkunft der Stämme begreift der Dichter der Kaiserchronik sie doch als Einheit, als das ‚tiutisc volc', das deutsche Volk.

Weit schlimmer als diese altertümelnden Schrullen, war die furchtbare Macht, zu welcher der neurömische Geist der katholischen Hierarchie im Investiturstreite erstarkte. Mit dämonischer Truggewalt vergiftete eine ganz undeutsche pfäffische Spitzfindigkeit das deutsche Denken. Von den sog. Reformklöstern in Lothringen und Oberschwaben ging jene fürchterliche Begriffsverwirrung aus, welche Recht in Unrecht, Treue in Untreue verwandelte, und es ist zutreffend, wenn man gesagt hat, daß die Selbstachtung und Ehre der Deutschen vielleicht niemals auf einen so niedrigen Standpunkt hinabgedrückt worden seien als an dem Unglückstage von Tribur 1076, wo über Heinrichs IV. Schicksal entschieden wurde.

Glücklicherweise ist es auch dabei nicht geblieben! Unter den Hohenstaufen erwachte der Vaterlandsgedanke nicht nur wieder, sondern hob sich mit jeder glücklichen Waffentat. Unter den schwäbischen Kaisern von der Mitte des 12. bis zu der des 13. Jahrhunderts fülte unser Volk sich wieder als die weltgebietende Macht und war, trotz mannigfacher Gegensätze der Stämme und der kirchlichen Parteien, von

hohem befriedigten Stolz erfüllt. Und unzweifelhaft erschien diesem Heervolke des deutschen Michael die gemeinsame Tugend der Tapferkeit mer noch als die gemeinsame Sprache als eigentliche Gewär seiner Gleichartigkeit. An ihrer kriegerischen Tüchtigkeit erkannten die Deutschen sich als eines Blutes, genau so, wie es einst die linksrheinischen Germanen Cäsar gegenüber ausgesprochen hatten. Das tritt bei den Geschichtsschreibern und auch bei den Dichtern namentlich der ersten Hohenstaufenzeit deutlich hervor, und dieser Auffassung entspricht es, daß ein wirklich nationales Selbstgefül zuerst in den Kreisen der Ritterschaft klar erkennbar wird. Gewiß aus ihnen gingen jene Sänger hervor, von denen Ragewin berichtet, daß sie auf den Roncalischen Feldern, dem Sammelplatze der zur Romfart aufgebotenen deutschen Heere, das Lob Fridrichs Barbarossa sangen. Leider ist uns von ihren Liedern nichts erhalten, und das Gedicht auf die Eroberung Mailands, das der sog. ‚Erzpoet' Walther, ein Mann aus dem Gefolge des kriegerischen Erzbischofs von Köln, verfaßt hat, ist in lateinischer Sprache gedichtet und weit weniger bekannt geworden als seine berümte ‚Generalbeichte': Mihi est propositum in taberna mori! dieser prächtige Erstling deutscher Kneippoesie, der geradezu vorbedeutend für die Zukunft war; denn die meisten unserer späteren Vaterlandsdichter haben wie die deutsche Heimat so auch den deutschen Wein verherrlicht. — Fridrich Barbarossa erhob in der ent-

schlossensten Weise den Anspruch auf die Weltherrschaft und zwar sowol im Sinne des altrömischen imperii mundi als in dem des germanischen Kaisertums Karls des Großen. Stolz bezeichnet Fridrichs Kanzler, der gewaltige Rainald von Dassel, Frankreich und England als Provinzen des Reiches und ihre Könige als reges provinciales oder reguli. — Der unvergleichliche Waffenstolz, welcher in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts als die eigentümliche Grundlage der bewußten Einheit des deutschen Volkstums dieser Zeit erscheint, findet schlagenden Ausdruck auch in dem halbdeutschen, halblateinischen Osterspiel von Tegernsee, in dem der Dichter seine Deutschen sogar der ungeheueren Macht des Antichrists erfolgreich widerstehn läßt. Die Könige des Auslandes unterwerfen sich dem Dämon; der von Frankreich wird bestochen; aber den Deutschen ist so nicht beizukommen.

Hoch ragt das Volk der Deutschen in jedem Waffenwerke
So bezeugen es die, die erfuren ihre Stärke;
Nicht darf man mit Geschenken für den König geizen;
Unklug ists, die Waffen mit Deutschen zu kreuzen.

Entrüstet klagen die abgewiesenen Gesandten dem Antichrist:

O Glanz des Königtums, der ganzen Erde Oberhaupt,
Das Trotzvolk deiner lachen zu können glaubt;
Wenn deiner Macht der Erdkreis beschieden —
Wie dürfen die Deutschen Hohn dir bieten!?
Germania hat für dein Machtgebot nur Spott;
Die Hörner erhebts gegen dich, den gesandt hat Gott!

Der Antichrist greift an; aber die Deutschen schlagen ihn zurück. Jauchzend singen sie:

> Vaterlandsehre, Blut muß dafür spritzen;
> Heldenpflicht ist es, die Heimat zu schützen;
> List entwand das Recht, feil ist es um Blut!
> So nemen zurück wir des Kaisertums Gut!

Erst als der Antichrist göttliche Wunder tut, gewinnt er der Deutschen Vertrauen, und nun besiegen sie für ihn die Heiden, bis dann Gott der Herr selbst einschreitet.

Die Grundlage des persönlichen Stolzes eines ritterlichen Sängers wie Wolfram von Eschenbach ist nicht sowol sein dichterisches Schaffen als sein Schildesamt; der Gegenstand seines Parzival ist eine geheimnisvolle Vertiefung der Idee des Rittertums; der Stoff aber ist, wie bei Gottfried von Straßburg und den andern Dichtern dieses Sängerkreises, romanischen, französischen Ursprungs; denn schon zu dieser Zeit begann jene noch heut nicht überwundene Vorliebe für wälsches Wesen, die ihren vornemsten Grund in der nicht zu verkennenden Überlegenheit der gallischen und romanischen Naturanlage hinsichtlich der künstlerischen Erfindungsgabe hat. Nur in gar geringem Maße ist den Germanen die Kunst zu fabuliren geworden, und so sehen wir denn nicht nur die ritterlichen Epiker der mittelhochdeutschen Dichtung, sondern auch spätere germanische Dichter wie Hans Sachs, ja Shakespeare, ihre Stoffe massenhaft aus der schier unerschöpflichen Fülle

romanischer Novellistik schöpfen. Sie prägen ihn um; sie vertiefen ihn unendlich; an die Stelle bunter Ereignisbilder setzen sie eine aus den Charakteren entwickelte ergreifende Handlung; aber der Stoff ist doch fast immer den Fremden entlent. Erwägt man nun noch, daß auch die Grazien nicht eben oft in deutsche Wiegen ihre Gaben legen, so begreift man, wie bestechend auf unsere Volksgenossen zu allen Zeiten mit dem Stoffe zugleich die formale Seite der romanischen Kunst und Sitte wirken mußte; deren Nachamung aber fürte das Fremde gar leicht in die Lebenshaltung und die Sprache ein, und so wimmeln denn schon jene mittelalterlichen Kunstdichtungen von französischen Wendungen und Ausdrücken, welche klar erweisen, daß das Ideal internationalen Rittertums den Vaterlandsgedanken überwuchert hatte. Die heimischen Sagen: Orendel, König Rother, Gudrun, ja die Nibelungen blieben den farenden Volkssängern überlassen, auf welche die ritterlichen Dichter mit kaum verhelter Verachtung niederblickten. Auch die Liederdichtung schließt sich eng an das provenzalische Vorbild an, freilich one die politische Kampflust, den lodernden Zorn eines Peire Cardinal zu erreichen oder auch nur anzustreben; denn von allen Lyrikern erhebt sich fast nur Walther von der Vogelweide aus den Banden bloßen Minnegesangs zu rein volkstümlicher Haltung, ja zu statsmännischen Gedanken und zum ergreifenden Ausdruck des Vaterlandsbewußtseins. Von den farenden Sängern entnam er die bis dahin vom Adel verschmähte

Spruchdichtung und trat mit dieser schneidigen Waffe voll erhabener Beredsamkeit für Kaiser und Reich gegen Papst und Pfaffen in die Schranken. Ein Hoheslied des Deutschtums aber hat man mit Recht jenes Lied Walthers genannt, das mit den Worten beginnt: ‚Ir sult sprechen willekomen!' Denn da heißt es:

. . . Ich hân lande vil gesehen
unde nam der besten gerne war:
übel müeze mir geschehen,
künde ich ie mîn herze bringen dar,
daz im wol gevallen
wolte fremeder site.
Nû waz hulfe mich, ob ich unrehte stritte?
tiuschiu zuht [deutsche Zucht] gât vor in [ihnen] allen.

Von der Elbe unz an den Rîn
und her wider unz an der Unger lant
mugen wol die besten sîn,
die ich in der werlte [Welt] hân erkannt.
Kan ich rehte schouwen
guot gelâz [gute Haltung] und lîp,
sam mir got, sô swüre ich wol, daz hie diu wîp
bezzer sint dann' ander frouwen.

Tiusche man [deutsche Männer] sint wol gezogen;
rehte als engel sind diu wîp getân.
Swer sie schiltet, der 'st betrogen:
ich enkan sîn anders niht verstân.
tugend und reine minne,
swer die suochen wil,
der sol komen in unser lant: da ist wünne vil.
Lange müeze ich leben dar inne!

Wenn in diesem Liede Norddeutschland auf das Gebiet zwischen Rhein und Elbe beschränkt erscheint, so liegt das darin, daß das ganze ostelbische Deutschland damals erst im Entstehen begriffen war, damals erst in schweren Kämpfen den nachgedrungenen slavischen Völkern wieder abgerungen wurde. Dieser Umstand, daß die östliche Hälfte des jetzigen deutschen Reiches Neuland ist, hat auf die Wechselwirkung zwischen dem Vaterlandsgedanken und unserer Dichtung bis zur Gegenwart lämend eingewirkt, namentlich in Bezug auf die nationale Büne. „Was weiß der Pommer“, so ruft Heinrich v. Treitschke aus, „von den deutschen Kaisern? Und was weiß der Schwabe von der Geschichte der Mark Brandenburg!?“

Irren würde jedoch, wer das ostelbische Kolonialgebiet für minder deutsch erachten wollte als die alten Länder, weil seine Bevölkerung slavisch gemischt ist. Mit demselben Rechte könnte man die Rheindeutschen und Oberdeutschen für ein Mischvolk aus Kelten und Germanen erklären. Völlig unvermischt blieb eben kein Stamm! Niemals darf man vergessen, daß die ältesten Sitze der Germanen, von denen wir überhaupt wissen, zwischen Elbe und Weichsel lagen, daß es sich also bei der großen Neuansiedlung um eine Rückwanderung handelte, und ferner daß, bestimmten geschichtlichen Zeugnissen zufolge, die dort ursprünglich angesessenen Germanen nicht in ihrer Gesamtheit an der Auswanderung teilgenommen hatten. Unzweifelhaft hat

sich daher in den ostelbischen Landen der Semnonen, Burgunden, Vandalen und Goten auch wärend der Wendenherrschaft dauernd ein germanischer Volksrest fortgepflanzt. Dies wird u. a. schon dadurch bewiesen, daß sich unter der dortigen Landbevölkerung in Sagen und Märchen ein großer Teil germanischen Götterglaubens erhalten hat, daß in der Mark, Pommern und Mecklenburg noch heut Wode und Frick (Frau Holle) im Volksmunde leben. Aus dem Vorhandensein einer solchen germanischen Unterschicht erklärt sich auch die überraschend schnelle Eindeutschung dieser weiten Länderbreiten, namentlich die der Kurmark, der ehemaligen Heimat der suebischen Semnonen, wo bereits gegen Ende des 12. Jahrhunderts wieder fast nur deutsch gesprochen wurde. — Es war etwas Großes um dies unbewußte Wiederauffangen alter Bestandteile der germanischen Völkermasse; größer aber war noch ein anderes: das Zusammenschmelzen verschiedener deutscher Stämme in der neuen Heimat. Mochte immerhin die Merzal der Ansiedler aus Niedersachsen bestehen: schon Albrecht der Bär fürte der Mark große Scharen von Holländern, Seeländern und Flamen zu; Flamen ließen sich um Mecklenburg, Westfalen um Ratzeburg, Holsteiner in Wagrien nieder; bald folgten Rheinländer, Pfälzer, Franken nach. Noch jetzt ist im südlichen Teile der Mark und in Westpreußen die Mundart wesentlich niederfränkisch; in Ostpreußen sind oberdeutsche Sprachbestandteile von durchschlagender Bedeutung; in den

Gebieten des Schwertordens, unter den Balten, herrscht gar die hochdeutsche Mundart; irgend eine nennenswerte Stammeseigentümlichkeit ist jedoch mit diesen sprachlichen Färbungen kaum noch verbunden. Es war eine bisher unerhörte Verschmelzung deutscher Stämme, die sich auf ostelbischem Boden vollzog; Hand in Hand damit aber ging unerschütterliches Festhalten an der altnationalen Kultur, und von Wichtigkeit ward es, daß eben hier im Kolonialgebiete sich eine umfassende Verwendung der deutschen Mundarten als Geschäftssprache entwickelte, die das Latein zurückdrängte und dem starken deutschen Selbstbewußtsein sowol zur Unterlage als zum Ausdruck diente. Bestreitet der Sachsenspiegel doch dem Könige von Böhmen das Recht zur Kur, weil er kein Deutscher sei, wärend das ostelbische Lübeck das Haupt der deutschen Hansa ward.

Auf der Verschmelzung der Stämme aber, die hier im Osten gelang, beruhte die Zukunft Deutschlands. Nur dann, wenn ein großes Gebiet geschaffen wurde, das nicht von tieferen Stammesunterschieden durchsetzt, sondern schlechthin deutsch war; nur dann, wenn eine in sich ausgeglichene Volksmasse bestand, die zugleich in scharfem Gegensatze gegen alles Fremde, zumal gegen alles Slavische, ihren wichtigsten Vereinigungspunkt fand; nur dann konnte das allmählich heranwachsende deutsche Nationalbewußtsein diejenige wesenhafte Machtgrundlage gewinnen, die zu einer standfesten Einigung der Stämme unentberlich war. Eben

auf dieser Grundlage hat sich später das neue deutsche Reich erhoben, nachdem von ihr schon der Befreiungskrieg und noch früher unsere neue deutsche Dichtung ausgegangen war, deren erste große Bannerträger dem Kolonialgebiet entstammten: Lessing der Oberlausitz, Herder dem äußersten Ostpreußen.

Von einer solchen Ausgleichung der Stämme stand man in dem alten, westelbischen Deutschland auch zur Zeit der höchsten Machtentfaltung der Hohenstaufen noch weit entfernt, und es ist doch wol kaum Zufall, daß die beiden einzigen epischen Dichtungen des Mittelalters, die keinen märchenhaften, sondern einen politischen Hintergrund haben und die sich neben der schönen Melusine, dem gehörnten Siegfried, dem Eulenspiegel und dgl. Gestalten in der Form von Volksbüchern bis an die Schwelle der Gegenwart gerettet hatten, zwei Helden des Sondertums feierten: Ernst von Schwaben und Heinrich den Löwen.

Die in der Politik unserer Kaiser stets mit einander ringenden universalen und nationalen Antriebe hatten sich unter Friedrich Barbarossa in einem weder vor- noch nachher erreichten glücklichen Gleichgewichte befunden, wobei freilich nicht verkannt werden darf, daß der große Herrscher die Freiheit der Bewegung, die er als Kaiser des Abendlandes brauchte, wesentlich dadurch gewann, daß er den Machthabern in Deutschland für ihre eigenen Kreise überaus große Selbständigkeit zugestand. Eben in seine Regierung hat man den

Beginn einer Umwandlung des deutschen Reiches in einen Fürstenbund zu setzen. Dergleichen Erwägungen lagen freilich den Zeitgenossen ganz fern, und als auf dem Kreuzzuge von 1190 Friedrich Barbarossa und sein Son Friedrich umgekommen waren, da ging die Empfindung der Nation lediglich dahin, daß es gelte, den Felschlag im Osten wieder gut zu machen. Friedrichs I. Son und Nachfolger, der gewaltige Heinrich VI., faßte denn auch diese Aufgabe ins Auge. Schon hatte er die Maurenfürsten Nordafrikas, Cypern, ja den griechischen Kaiser tributpflichtig gemacht und stand im Begriff, sich zum Kreuzzuge anzuschicken, als er plötzlich in Sizilien, das er dem Hause der Hohenstaufen erworben hatte, dahin schied. Damals scheint im Volke der Glaube entstanden zu sein, daß nur einem Friedrich, einem dritten Friedrich, beschieden sei, das heilige Land zu erobern. Dieser dritte Friedrich konnte nur Heinrichs VI. Son sein, der spätere Kaiser Friedrich II., der ja auch wirklich König von Jerusalem geworden ist. Auf ihn beziehen sich die Worte des Friauler Sängers Thomasin von Zirclære in seinem „Wälschen Gast":

Edel künic Friderich
du bist sinns und muotes rich
und maht tuon harte vil,
ob duz gerne tuon wil. . .*)
Ich weiz ir zwên uz dîner slaht,
die da vuorn mit grôzer maht:**)

*) Du hast Großes zu leisten; mögst du es gern tun!

**) Ich weiß zwei aus Deinem Geschlecht, die mit großer Macht zu Felde zogen.

einer was der keiser Friderîch,
der ander, der was sicherlîch
dîn veter. Du solt der drite
wesen, der in folgen mite.
Der keiser von ungeschiht
volkom über mer niht.
dîn veter volkom dar
und moht ez niht voltuon gar.
*Du bist der drite und solt volkomen
und voltuon!**)

Bevor es aber dahin kam, hatte Deutschland noch schwere innere Kämpfe durchzumachen. Friedrich II. war bei seines Vaters Tode zwar schon zum König gewält, doch erst vier Jahre alt. Es war ganz unmöglich, starken Gegenströmungen zum Trotz, dem unter des Papstes Vormundschaft stehenden sizilischen Königskinde die deutsche Krone zu erhalten, und so entschloß sich sein Oheim Philipp von Schwaben, die ihm von der Merzal der Fürsten gebotene Königswürde anzunemen. Zu seinen Gunsten griff auch *Walther von der Vogelweide* mit kräftigen Sprüchen ein; denn sein vaterländisches Herz sah in der Königslosigkeit zugleich ein Unglück und eine Schmach. Überall, so sagt er, herrsche Streit und Feindschaft, daneben aber ein Streben nach Ordnung; alle Tiere, selbst die Mücken, hätten ihren König; nur das deutsche Land stehe herrenlos.

*) Du sollst der dritte sein, der ihnen folgt. Kaiser Friedrich kam infolge von Misgeschick nicht vollständig über Meer; dein Vetter gelangte hin, vermochte aber nichts auszurichten. Du bist der dritte und sollst das Ziel erreichen und die That vollfüren!

Ich hôrte ein wazzer diezen (tosen)
und sach die vische fliezen;
ich sah swaz in der wertle was [ich sah was in der Welt war],
velt unde walt, loup [Laub], rôr und gras,
swaz kriuchet unde fliuget
und bein zer erden biuget;
daz sach ich unde sage iu, daz
der keinez lebet âne haz.
Daz wilt und daz gewürme,
die strîtent starke stürme,
sam tuont die vogel under in [ebenso tun die Vögel unter sich];
wan daz sie habent einen sin:
sie diuhten sich ze nihte,
si'n schüefen starc gerihte:
sie kiesent künege unde reht,
sie setzent hêrren unde kneht.*) —
Sô wê dir, tiuschiu zunge,
wie stêt din ordenunge,
daz nû diu mucke ir künic hât
und daz dîn êre alsô zergât!
bekêrâ dich, bekêre!
die Zirken sint ze hêre,
die armen künege dringent dich:
Philippe setze en weisen ûf und heiz sie treten hinder sich!**)

*) In Einem aber sind sie Eines Sinnes: sie würden glauben, vernichtet zu sein, wenn sie nicht starke Gerichte schüfen; sie wälen Könige und Recht; sie setzen Herren und Knecht.

**) Die Zirken, d. h. die einfachen Fürstenreife, sind zu stolz geworden; die geringen fürstlichen Bewerber drängen sich heran; sie sollen aber zurücktreten, und Deutschland möge dem Philipp die Krone aufs Haupt setzen, die den ‚Waisen', d. h. den einsamen, unvergleichlichen Edelstein enthält, den einst Herzog Ernst aus dem holen Berge mitgebracht hat.

Der Papst erweckte dem Könige Philipp sofort einen Gegenkönig in Otto von Braunschweig und rief damit schwere Kämpfe in Deutschland hervor. Erst nach achtjährigem Bürgerkriege kam es zu einer auch von Walther begeistert begrüßten Wendung, die den Hohenstaufen zum fast unbestrittenen Herren erhob. Gerade in diesem Augenblicke aber wurde Philipp von Otto von Wittelsbach zu Bamberg ermordet. Das war ein schweres Verhängnis für das Reich! Doch über des edlen Philipp Grabe reichten einander die Parteien die Hände, und sein bisheriger Gegner Otto IV., des Papstes Günstling, fand jetzt allgemeine Anerkennung als deutscher Kaiser. Sobald er jedoch als solcher auch in Italien einzuschreiten für notwendig hielt, wendete sich das Blatt sofort. Der Papst spielte nun sein Mündel, den jungen Friedrich von Sizilien, als Gegenkönig gegen Otto aus, stellte sich also plötzlich, wol oder übel, auf die Seite der Hohenstaufen. Damit setzte nach einem zehnjärigen Zwischenspiele voll schwerster Erschütterungen unseres Vaterlandes die Entwickelung genau da wieder ein, wo sie Heinrichs VI. Tod abgebrochen und von wo sie die päpstliche Politik gewaltsam abgelenkt hatte. So jähe Sprünge vermochten die Deutschen aber doch nicht one weiteres mitzumachen; sie hatten es satt, sich von den Pfaffen nasfüren zu lassen. Da trat abermals ein ganz unvermutetes Ereignis ein. Ottos junge Gemahlin, die Hohenstaufentochter Beatrix von Schwaben, starb; damit verlor der welfische König einen ser großen

Teil seiner Anhänger; zumal die Herzen der Schwaben und Rheinländer wendeten sich dem über die Alpen kommenden Erben der Hohenstaufen zu. Den Gegnern galt er freilich jetzt noch als bloßer Pfaffenkönig, und zornig schoß Walther von der Vogelweide die Pfeile scharfer Sprüche gegen den Lateran. Als Quelle aller Übel erschien ihm die weltliche Herrschaft des heiligen Stuhles, die er, wie alle seine Zeitgenossen, auf die sog. konstantinische Schenkung zurückfürte, und daher sang er:

Künc Konstantin, der gap sô viel,
als ich ez iu bescheiden wil,
Dem stuole zu Rôme: sper, kriuz unde krône.

Zehant der engel lûte schrê:
„owê, owê, zem dritten wê!
ê stuont die kristenheit mit zühten schône.*)

Der ist nû ein vergift gevallen,
ir honec [Honig] ist worden z'einer gallen:
daz wirt der werlt her nach vil leit!"
Alle fürsten lebent nû mit êren,
wan der hoehste; der' st geswachet.**)
Daz hât der pfaffen wal gemachet.
Daz si dir, süezer got, gekleit. (geklagt.)
die pfaffen wellet leienreht verkêren:
der engel hat uns wâr geseit.***)

---

*) Sogleich schrie der Engel Wehe! Die Christenheit stand so schön in Züchten: der ist nun ein Gift gefallen.

**) d. h. Nur der Höchste (das Reichsoberhaupt) ist geschwächt.

***) Die Pfaffen wollen das Recht der Laien, den König mitzuwälen, beseitigen. Der Engel hat uns wahr gesagt.

Als dann der Papst, angeblich zur Förderung der Kreuzzüge, Opferstöcke in Deutschland aufstellen ließ, da entrüstete sich Walther darüber ganz ebenso wie später Luther über den Ablaßkram. Er sah darin nur ein Mittel, Deutschland für päpstliche Zwecke auszubeuten, und richtete zwei seiner grimmigsten Sprüche gegen den ‚wälschen Schrein'.

Ahî, wie kristenlîche der bâbest unser lachet,
swenne er sînen Walhen seit, wie er'z hie habe gemachet.*)
(daz er dâ redet, er'n solte es niemer hân gedâht!)
Er giht [sagt]: „Ich hân zwên Alman under êine krone braht!
daz si'z rîche stoeren, brennen und wasten [verwüsten].
Al die wîle fülle ich mîne kasten.
Ich hân s'an mînen stoc gement: ir guot wird allez mîn;**)
ir tiutschez silber vert in mînen welschen schrîn.
Ir pfaffen, ezzet hüenr und trinket wîn
und lât die toerschen tiutschen leien . . . vasten!***)

Der zweite Spruch wendet sich an den Opferstock selbst und schließt:

Ich waene, des silbers wênic kumet zu helfe in gotes lant:
wan grôzen hort zerteilet selten pfaffen hant.
Hêr Stoc, ir sît uf schaden her gesant,
daz ir ûz tiutschen liuten suochet toerinn' unde narren.†)

---

*) Oho, wie christlich lacht unser der Papst, wenn er seinen Wälschen sagt, wie ers gemacht habe.

**) Ich habe sie an meinen Stock getrieben; ihr Gut wird nun alles mein.

***) Und laßt die betörten deutschen Laien fasten.

†) Ich wäne, nur wenig von dem Silber wird dem Kreuzzug dienen; denn Pfaffenhand verteilt selten einen großen Schatz. Herr Stock, Ihr seid zum Schaden hergesandt, um aus deutschen Leuten Törinnen und Narren zu suchen.

Inzwischen erlitt Otto IV. in Frankreich eine schwere Niederlage bei Bouvines; sein Stern verblaßte, und im Juli 1215 wurde der Hohenstaufe Friedrich II., ein Fürst von ungewöhnlicher Bildung und Geisteskraft, in Achen zum zweitenmale zum Könige gekrönt. Fünf Jare später empfing er die Kaiserkrone, und im März 1229 setzte er sich am heiligen Grabe die Krone von Jerusalem aufs Haupt. Er tat es selbst; kein Priester wagte in seiner Gegenwart die Messe zu lesen; denn längst war auch Kaiser Friedrich dem Banne des Papstes verfallen; es war eben nicht möglich, daß die beiden Mächte in Frieden miteinander lebten. Wärend des langjärigen schweren Ringens, das aus diesem Gegensatze entsprang, nam die Gestalt des genialen Kaisers schon bei Lebzeiten mythische und mystische Züge an. Ranken der Artussage und morgenländischer Märchen umspannen sie, und da ihn der Papst so oft als gräulichen Babylonier verfluchte, so begann man in ihm wol gar den Antichrist zu sehen, der berufen sei, die gewalttätige, verdorbene, herrschsüchtige Kirche zu zertrümmern, um der wahren und vollkommenen Raum zu schaffen, mit der das tausendjärige Reich beginnen sollte. Solche Vorstellungen beherrschten namentlich die Sekte der süditalischen Joachimiten und die ihnen verwandten Minoriten*). Endlich schien es wirklich nur noch eines letzten, großen Schlages des Kaisers zu bedürfen, um

*) Näheres bei Franz Kampers: Kaiserprophetien und Kaisersagen im Mittelalter. (München 1895.)

das arge Papsttum niederzuwerfen; alles, was in Deutschland und in Italien an kaiserlicher Macht vorhanden war, hatte sich unter Friedrichs Sönen um Rom versammelt; eine starke Partei in der ewigen Stadt selbst sandte ihm schon ihre Willkommgrüße entgegen — da ereilte den großen Kaiser im Dezember 1250 plötzlich der Tod. Die Kurie jubelte und schickte sich an, durch Ausrottung des staufischen Geschlechtes ihren Triumph zu vollenden. Welch ein Schicksal! War Friedrich wirklich gestorben one die verweltlichte Kirche besiegt zu haben, so waren die Prophezeiungen Joachims von Fiore Lügen gestraft; die auf uralten messianischen Erwartungen der Juden und Römer fußenden, von Jarhundert zu Jarhundert durch sibyllinische Überlieferungen fortgepflanzten Vorstellungen waren misverstanden; das tausendjärige Reich stand noch in weiter Ferne. Dies konnte nicht sein! Gewiß, Friedrich war nicht tot; er hielt sich nur verborgen und würde wiederkommen zu seiner Zeit, um das Strafgericht an der in Sünden watenden Kirche zu vollziehen. — Daß solche Anschauungen unmittelbar nach Friedrichs Tode in Italien herrschten, beweist ein gleichzeitiger Bericht von Jans dem Enenkel; der schließt seine Chronik mit den Worten:

Dar nâch der Kaiser wart verholn
Den kristen allen vor verstoln,
wan nieman weſt diu maere,
wa er hin komen waere.

ob er waer tôt an der zît,
dâ von ist waerlich noch ein strît
in welhischen landen über al.
die einen jehent [sagen] mit grôzem schal,
daz er sî erstorben
und in ein grap verborgen.
sô habent sümlîch [manche] diesen strît,
er leb noch in der werlt wît.
welhez under den beiden sî,
des maeres bin ich worden frî.
(d. h. ich weiß es nicht!)

Jans sagt, niemand wisse, wo der Kaiser hingekommen sei. Bald aber wußte man es: er saß im Ätna und wartete dort des Auferstehungstages. — Diese süditalische Sage ist in ihrer Heimat früh erloschen; aber nach dem Sturze des staufischen Hauses, nach Konrads IV., Manfreds und Konradins Tode (1268) ist sie in Deutschland neu erwacht und zur Grundlage der nationalen Hoffnungen geworden, die sich wärend der trostlosen Zeit der Zwischenherrschaft mit tiefster Inbrunst anklammerten an die aus der Ferne der Erinnerung goldig herüberschimmernden Gestalten der großen Hohenstaufen.

Wie traurig die Zustände sich in unserem Vaterlande gestalteten, lert manche Spruchdichtung des Marners (d. h. Meerfarers), eines schwäbischen Sängers, dessen wahren Namen wir nicht kennen, der aber selbst den Vogelweider seinen Meister nennt. Der klagt, an eine Sage aus altrömischer Kaiserzeit anknüpfend:

Zu Rôme stuont gemâlet
listeclîch an einer want [kunstreich auf einer Wandkarte]
manic lant; ieglîchem hieng ein glöklin obe;
saste sich der heinez wider, des schelle lûte sich.*)

Dâ wart niht mê getwâlet (gezögert):
Rômer fuoren uz zehant [die Römer brachen sofort auf]
und betwungen ez dem rîche sô mit lobe.
— Lûte man ze sturme in allen landen, dûhte mich,

Dem riche nû kleine hilfe kaeme; davon nimt ez abe.**)
Pfaffenfürsten hânt niht rehte
infel ûf houbet, krumb ûf stabe,
dienstman, münze, zölle. Zu Ache stât der stuol.
Der bâbest hât des stabes nû daz slehte;
si mâlent auch, dâ der keiser muol;
des rîches sint die klîen, sô wirt in (ihnen) der kern;
dâ von lânt die herren daz rîche küniges wol enbern.

Ja, so war es in der Tat: Die Pfaffenfürsten trugen nicht nur Inful und Hirtenstab; ihnen gehörten auch die meisten Dienstmannen, Münzen und Zölle; der Stul von Achen stand leer; der Papst fürte den Herrscherstab; seine Dienstmannen mahlten, wo einst der Kaiser gemahlen und namen die Körner, wärend dem Reiche nur die Kleien blieben, und damit das so bleibe, ließen die Pfaffen Deutschland vergeblich nach einem wahren König schreien.

Wie Walther und der Marner, so haben auch manche ihrer singenden Nachfolger, zumal Reinmar

*) Empörte sich ein Land, so läutete seine Schelle.

**) Wollte man jetzt in allen Landen Sturm läuten; ich glaube, dem Reiche käme doch nur kleine Hülfe; darum geht es zurück.

von Zweter, in den Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum, zwischen Königsmacht und Fürstenmacht mit Liedern und Sprüchen eingegriffen; aber Freude und Stolz am Vaterlande war ihnen vergällt; denn mit der gebietenden Vorherrschaft Deutschlands in Europa war es vorbei. — Voll Scham bekennt nach Konradins Hinrichtung der wackere Meißner, daß dieser Zusammenbruch seine Ursache habe in dem Neide und der Gierigkeit unserer Volksgenossen, denen ihr Einzelvorteil immer höher gestanden habe als die gemeinsame Wolfart des Volkes und des Reiches.

Daz sô lange gestanden hât âne keiser Roemisch rîche,
Daz ist von dîner girigkeit, Diutsche zunge, sicherlîche;
Von dir ist Roemisch rîche gar verweiset.

Dir solte dienen al diu werl: nû wilt du dich eigen machen;
Verliuset Diutsche zunge ir reht, daz wirt sie an êren swachen;*)
O wê, dîn girigkeit daz rîche neiset [schädigt].

Gib nicht dîn erbe in vremdiu hant, daz dir dîn schepfer hat angeerbet;
Gedenke, wie unbarmelîche der künig Chuonrât wart verderbet,
Dâ von noch allen Diutschen vürsten eiset [grauet].

Es ist begreiflich, daß in so trauriger Zeit die Kunde, Kaiser Friedrich lebe noch, willigen Glauben fand. Immer aufs neue traten Männer auf, die sich

*) Dir sollte die ganze Welt dienen; nun willst du dich selbst in Knechtschaft begeben. Verliert die deutsche Zunge ihr Recht, so wird ihre Ehre geschwächt.

für den zurückgekerten Herrscher ausgaben; immer fanden sie großen Anhang, und wenn sie als Betrüger entlarvt wurden, so hinderte dies nicht, daß binnen kurzem ein anderer, ‚falscher Friedrich' abermals Gläubige fand. Als ein solcher fünfunddreißig Jare nach des Kaisers Tode zu Wetzlar verbrannt worden war, da suchten die Leute in der Asche nach Knochen, und als sie keine fanden, so meinten sie, es sei doch kein ‚Äffer', sondern wirklich Friedrich gewesen:

ez war von gotes kraft,
daz er lipHaft
solde noch beliben
und die phaffen vertriben.

Allmählich lente sich die Hoffnung auf die Wiederker Friedrichs an einen heimischen Sagenkreis an. Der bergentrückte Kaiser verschmolz zu Einer Gestalt mit dem alten Gotte Wodan, der zur Winterszeit sich im Berge verborgen hält und hier Helden und Rosse um sich sammelt, um einst im Frülingskampfe den Winter zu besiegen. Zur rechten Stunde reitet er als Lenzgott ins Feld; er hängt als Herrschaftszeichen seinen Schild an den dürren Baum, der dann wieder ergrünt, mit ihm alle andern; und nun schlägt Wodan-Sigfried die große Schlacht, durch die der liebe Sommer wiederkommt.*) Es ist das dieselbe Sage, welche, vom Jareswechsel auf die Wende der Weltalter gedeutet, in der Edda von Walhalla berichtet wird, wo Odhin die Ein-

*) Vgl. ‚Wodan als Jargott' in Max Jähns: Roß und Reiter in Leben und Sprache, Glauben und Geschichte der Deutschen. (Leipzig 1872.)

herier zur letzten Schlacht auf dem Idafelde sammelt, in der sich das Schicksal der Menschen und der Götter entscheiden wird. Es ist dieselbe Sage, die in Byzanz umging, daß eines Tages der letzte Kaiser nach Jerusalem ziehen, seinen Schild im Haine Mamre an einen dürren Baum hängen, Krone und Scepter auf Golgatha opfern und Gott dem Herrn das Reich übergeben werde. — Nun blieb Kaiser Friedrich durch zwei Menschenalter der letzte Kaiser des Abendlandes; auf ihn also schien sich die alte morgenländische Prophezeiung zu beziehen; von ihm war die Wiederherstellung der Herrlichkeit des Vaterlandes, von ihm die Errichtung des Gottesreiches, von ihm der ewige Völkerfrüling zu erwarten. Als Friedrichs unterirdischen Aufenthalt bezeichnete man bald eine Höle bei Kaiserslautern, bald den Kyffhäuser.*) Die letztere Meinung gewann allmählich die Oberhand; denn der Kyffhäuser war eine uralte Opferstätte Wodans, und überdies kam in der goldenen Aue dem Kaisermythus bereits eine verwandte Ortssage entgegen, die sich an Friedrich den Freidigen von Thüringen knüpfte. Zugleich mit der örtlichen Festsetzung aber löste sich nach und nach die Sage von Friedrich II. los und heftete sich an Friedrich I., den Rotbart, der seinem Volke so geheimnisvoll in einem Bergstrome des Morgenlands verschwunden war.**)

---

*) Auch der Untersberg bei Salzburg gilt als Sitz des bergentrückten Kaisers.

**) Seltener ist an Friedrichs II. Stelle in der Sage Karl d. Gr. getreten.

Glücklicherweise ging auch in der kaiserlosen, der schrecklichen Zeit das langsam erwachsene Volksbewußtsein nicht wieder verloren. In den Ansiedlern, welche mit Schwert und Pflug die Marken östlich der Elbe dem Deutschtum wiedergewannen, und in den trotzigen meerbeherrschenden Hansebrüdern fand es sturmerprobte Vertreter. Aber freilich — je weiter dies Volkstum mit vereinzelten Orden, Kaufmanns- und Bürgerschaften hinausgriff in weite Ferne bis zum finnischen Meerbusen hinauf, um so weniger deckte es sich noch mit dem alten Vaterlandsgedanken, um so mer mußte es sich in stolzer Einsamkeit auf sich selbst zu stellen suchen, um so zurückhaltender und einsilbiger mußte es werden. Auch im eigentlichen Reiche traten jetzt als Träger der nationalen Gesittung an die Stelle der sinkenden Ritterschaft die emporkommenden Städte, und damit verstummte nun auf lange Zeit hinaus jeder dichterische Ausdruck des deutschen Nationalbewußtseins. Zwar sind die Bürger des 14. und 15. Jahrhunderts keineswegs unkundig des Gesanges; doch den hart arbeitenden Zunftgenossen lagen so hohe Begriffe wie der des deutschen Vaterlandes meist außerhalb der eng begrenzten Welt ihres Dichtens und Trachtens. Daß dies so war, daran trug die Haltung der Hohenstaufen gegenüber den Städten große Schuld. Welchen Aufschwung der Macht hatten die französischen Könige den Bürgern zu verdanken, welch eine Stütze waren die deutschen Städte dem unglücklichen Heinrich IV. gewesen! Die Hohen-

staufen aber, verstrickt in leidenschaftliche Kämpfe mit den Communen Italiens, mistrauten auch denen der Heimat und misachteten sie. Darf man sich wundern, wenn die Städte dem Reichsgedanken entfremdet wurden, wenn das Vaterlandslied in ihren Mauern kein Echo fand!? Nicht, daß es den Bürgern gänzlich an politischen Gedichten gemangelt hätte. Als Rudolfs von Habsburg Wal dem Zwischenreich ein Ende gemacht hatte, da spiegelt sich seine Gestalt vielfach in den Liedern der Farenden und der bürgerlichen Dichter. Der sogenannte Unverzagte wie der Meister Stolle preisen die großen Eigenschaften des neuen Herrn; der Schulmeister von Eßlingen straft seine große Habsucht und rät dem lieben Gott, sich inachtzunemen, daß ihm der König nicht unter irgend einem Vorwande das Himmelreich entreiße; alle drei schelten übrigens Rudolfs schlimmen Geiz; höher aber erhebt sich der Flug ihres Geistes nicht. Keine Spur eines Verständnisses dafür, welche nationale Bedeutung die Zertrümmerung der czechischen Großmacht Ottokars von Böhmen hatte und welcher Wert für Deutschlands Macht und Ehre dem kraftvollen Auftreten Rudolfs in Burgund und seiner würdevollen Haltung Frankreich gegenüber innewonte!

In den nie endenden Streitigkeiten zwischen Kaiser und Papst tritt Heinrich Frauenlob treumeinend auf des ersteren Seite und ruft Fürsten und Rittern manch ernstes Wort der Rüge zu; vergebens jedoch wird man in seinen Dichtungen einen Ausdruck deutschen Selbst-

gefüls, deutscher Vaterlandsgedanken suchen. Heinrichs Zeitgenosse, der biedre Barthel Regenbogen, nimmt gelegentlich einen Anlauf, sich aus dem stadtbürgerlichen Gesichtskreise zu dem statsbürgerlichen zu erheben; indes, was ihn dabei leitet, ist nicht sowol der Gedanke des Deutschtums als vielmer die alte Vorstellung von der Wiederkunft des bergentrückten Kaisers und vom tausendjärigen Reiche. Wenn die Zwietracht aufs Höchste gestiegen sein werde,

so kumt sich keiser Briderich, der hêr und auch der milt;
an einen dürren boum sô henkt er sînen schilt.

Der wird dann übers Meer faren und das heilige Land one Schwertstreich gewinnen; der dürre Baum wird wieder grünen und Früchte tragen, und der Kaiser wird das Recht wiederherstellen, alle Reiche der Heiden bezwingen, ein für allemal die Macht der Juden brechen und der Pfaffen Übermut zügeln. Er wird die Klöster zerstören und die Nonnen verheiraten.

Wan daz geschiht sô kument uns guotiu jar!

Mit verdoppelter Stärke flammte der Glaube an diese Überlieferung auf, als das hundertste Todesjar des großen Hohenstaufen bevorstand. Damals berichtete Johann von Winterthur in seiner Chronik, daß die Leute sicher auf seine Rückker hofften; er müsse und werde kommen, auch wenn er in tausend Stücke zerschnitten oder zu Asche verbrannt sei; denn Gottes unabänderlicher Ratschluß sei es, daß der wieder auf-

erstandene Kaiser die alte Kirche zertrümmere und endlich auf dem Ölberge das Reich an Christus übertrage. So erhielt sich die Sage von Jarhundert zu Jarhundert. Im Jahre 1520, als Karl V. zu Achen gekrönt wurde, erschien „Ein Offenbarung und Gesicht, das geschehen ist dem deutschen Fürsten Sigismund, König von Ungern“, in der es heißt:

Der Frantzosen leychtfertigkeyt gar weyt erkant
Wyrt rechtfertigen alle deutsche landt
Und nach zerstorung der frantzosen reych,
So man zelt tausend vierhundert dreymal virtzig (1520)
Dann einn dapfer adler erhebet sich,
Den in der welt nicht ersehen ist sein gleych. —
Dan werden abfallen die großen caball,
Sie seyndt von marmelstein oder metall,
Under dem Kayser Constantino auffgericht*)
Zu kommen nach gewonheyt und alde pflicht . . .
Bebstliche gewalt wirt den ersterben,
Regyrung wirt K. Majestät vber all erwerben
Als dan die upige schnöde glory und macht
Priesterlichs standts verget und wirt veracht.

Diese Prophezeiung überträgt also die an den bergentrückten Kaiser anknüpfenden Hoffnungen großenteils auf Karl V., und sie schien ja wirklich in Erfüllung gehen zu sollen. Wie schwer erschütterte die glorreiche Landsknechtsschlacht von Pavia die Macht Frankreichs!

---

*) Gemeint sind wol die Kolossalfiguren des Kastor und Pollux vom Monte Cavallo in Rom, die aus den Bädern des Konstantin stammen und, wie es scheint, als Wahrzeichen und Sinnbilder der konstantinischen Schenkung galten.

Und nam nicht der sacco di Roma und die Gefangenname des Papstes durch das kaiserliche Heer den Kampf gegen die Kurie genau an derselben Stelle wieder auf, an der einst Friedrichs II. Tod ihn unterbrochen hatte!?

---

Die Zerrüttung der deutschen Dichtkunst im 14. und 15. Jarhundert war wesentlich herbeigefürt durch die Trennung der Bevölkerung in Gelerte und Ungelerte, in die lateinisch ‚Gebildeten' und in das ‚gemeine Volk'. Mer und mer verfiel die Poesie der Verkünstelung des Meistergesanges, und nur noch das Volkslied erscheint als echter und unmittelbarer Ausdruck der Empfindung, die freilich nicht dem Vaterlande, sondern der Lust und dem Leiden, der Liebe und dem Kampf einzelner Menschenherzen zugewendet ist oder sich zeitungsartig mit Tagesereignissen beschäftigt, one doch jemals dabei jenen hohen Standpunkt wieder zu erreichen, von dem aus einst der Vogelweider in die Kämpfe seiner Tage eingegriffen hatte. Erst zu Ende des 15. Jarhunderts trat eine Wendung zum besseren ein. Die kraftvolle Entwickelung des Nationalgefüls in Frankreich, Spanien und Italien, die Begründung der gallikanischen Kirche, das gewalttätige Aufbäumen des hussitischen Czechentums blieben nicht one woltätige Rückwirkung auf Deutschland; auch hier erstarkte der Volksstolz. Auf den Hochschulen, namentlich auf der zu Bologna, fingen die Deutschen an sich schärfer als

bisher von den subgermanischen Commilitonen abzusondern und die Fremden aus ihren Landsmannschaften auszuscheiden; die ersten Pro-Patria-Paukereien legten Zeugnis ab von dem gesteigerten Selbstbewußtsein der Nation. Und nun beginnt der vaterländische Gedanke auch wieder deutlicher in den geschichtlichen Volksliedern der Deutschen zur Geltung zu kommen: so in den Landsknechtsliedern auf die Schlacht von Pavia und in den Gedichten zum Gedächtnisse Franzens von Sickingen, in dem die Deutschen den berufenen Vorkämpfer für ihre Geistesfreiheit und den Reichsgedanken bewundert hatten.

Der zünftige Meistergesang, der von Mainz aus bis Danzig und Iglau vordrang, entfaltete seine höchste Blüte und Nachblüte in Nürnberg, und man kann dieser Stadt jetzt nicht mer gedenken ohne auch sogleich Hans Sachs zu nennen, das treue deutsche Gemüt. Er predigt seinem Volke Gemeinsinn und Eintracht; er preist den alten Kaiser Max und ruft sensüchtig:

> O daß Gott schicket in Teutschland
> Uns einen teutschen Herculem,
> Der sich seines Vaterlands annem!

Er beklagt die Schlacht bei Mühlberg; er stellt die Onmacht des Regensburger Reichstags an den Pranger und straft, als klagender Ehrenhold, der Fürsten und der Edelleute maßlosen Prunk und Pomp. Ganz abhold ist er dem Kriege; aber „wider den blutdürstigen Türken' ruft doch auch er zu den Waffen, und als er

in seinem ‚Landsknechtsspiegel' zu dem Schluß gekommen ist:

„derhalb der krieg, ich sag,
ist lauter straf und plag,
des sol gar müßig gan
ober- und undertan" —
da antwort Genius
„Mein lieber Gsell man muß
des feindes oft sich weren,
der wider recht und eren
bekümmert leut und lant;
allda mit teurer hant
wert man sich recht und billich,
da solt du auch gutwillich
deim vatterlant beistan
als ein erlicher man!
Dran setze leib und blut,
kraft, macht, gewalt und gut
dein vatterlant zu retten,
als auch die alten tetten,
das fried und ru im wachs,
spricht von Nürnberg Hans Sachs."

Er zuerst war es wol, der in seinen Gedichten den Vaterlandsgedanken zu der sinnbildlichen Gestalt der ‚Germania' verdichtete, die später ein Liebling unserer bildenden Kunst geworden ist. Das tiefste Verständnis aber bringt Sachs der kirchlichen Erneuerung entgegen. Sein Lied von der ‚Wittenbergisch Nachtigall' hat der Reformation tausende von Herzen gewonnen, und hier berürt der ehrsame Zunftmeister, der zugleich der fruchtbarste Reimschmied war, den Deutschland je besessen,

sich mit dem so kurz angebundenen stürmischen Ritter, mit Ulrich von Hutten, der allerdings als echter Humanist zuerst lateinisch geschrieben, dann aber seinen Übergang zur volkstümlichen Sprache mit den bezeichnenden Worten angekündigt hatte „Jetzt schrei ich an das Vaterland!“ Heiligen deutschen Zorn atmet Ulrichs „Clag und vormanung gegen dem übermäßigen gewalt des Papstes in Rom“. Hier zeigt sich, wie stark der Vaterlandsgedanke zu Anfang der Reformation vorschlug. Die alten Römer, so meint Hutten, seien tüchtig und wol wert gewesen, die Welt zu beherrschen; dennoch seien sie von den Deutschen vertrieben worden, weil diese keinen fremden Herrn im Lande hätten dulden wollen. Jetzt lebe in Italien ein weibisch Volk one Herz und Tugend, unkriegerisch und mutlos, Männer, die nie eine Wunde gewannen, sie seien denn von ihren Dirnen zum Liebeszeichen gebissen worden, und von solchen Leuten ließen die Deutschen sich beherrschen!

Hierumb all fürsten ich vorman,
den edlen Carolum voran,
den adel und die frommen stett:
dann, wem dis nit zu herzen get,
der hat nit lieb sein vatterlant,
jm ist auch gott nit recht bekant.
Herzu jr frommen Teutschen all,
mit gottes hülf der warheit schall,
Jr Landtsknecht und jr reuter gut
und all, die haben freyen mut!
den aberglauben tilgen wir,
die warheit widerbringen wir!

Vnd dweil das nit mag sein in gut,
so muß es kosten aber blut . . .
Ist niemant, der darzu wöll thun?
Wol auf jr frommen Teutschen nun!
Vil harnisch han wir vnd vil pferd,
vil hellebarden vnd auch schwert,
Vnd so hilfft freundlich manung nit,
so wöllen wir die brauchen mit . . .
Gott geb jm heyl, der bey mir kempfft!
Das hoff ich, mancher ritter thu,
manch graff, manch edelman dar zu,
manch bürger, der in seiner statt
der sachen auch beschwernis hat,
uff das ichs nit anheb vmbsunst. —
Wol auf, wir haben Gottes gunst!
Wer wolt in solchem bleiben dheim!?
Ich habs gewagt: das ist mein Reim!

Es ist der Widerklang von Huttens einzigem eigentlichen Liede: „Ich habs gewagt mit sinnen Vnd trag des noch kein rew!"

Man mag über das weltgeschichtliche Wirken Luthers denken wie man will: daß es zu einer mächtigen Vertiefung des Deutschtums beigetragen hat, wird niemand bestreiten können. War er selbst doch einer der deutschesten Deutschen, die je gelebt. Gleich mit seiner ersten wirkungsvollsten Flugschrift wendet er sich an den christlichen Adel deutscher Nation; die Verdeutschung der Bibel stellt unsere Sprache mit Einem großen Wurfe auf einen sicheren Boden; volkstümliche Töne von unvergleichlicher Kraft schlägt das von ihm

erweckte Kirchenlied an. Luther verwirft die alte Fabel, daß der Papst kraft eigener Machtvollkommenheit das Kaisertum von den Griechen auf die Deutschen übertragen habe; er verwirft darum auch die Ableitung der kaiserlichen Rechte aus der Krönung durch den Papst; der Kaiser ist ihm schlechthin ‚der deutsche Kaiser', dem als solchem auch die Herrschaft über Rom gebüre, das der Papst eigentlich herauszugeben habe. Mit Scham und Schmerz erfüllt ihn die traurige Stellung, die unser Vaterland damals in Europa einnam; oftmals kommt er in seinen Tischreden darauf zurück. „Es ist keine verachtetere Nation" sagt er „denn die Deutschen. Italiener heißen uns Bestien; Frankreich und England spotten unser. Wer weiß, was Gott will aus den Deutschen machen, wiewol wir eine gute Staupe vor Gott wol verdient haben . . . Deutschland ist wie ein schöner weidlicher Hengst, der Futter und alles genug hat; es felet ihm aber an einem Reiter. Gleich nun wie ein starkes Pferd one einen Reiter, der es regiert, hin und wieder in der Irre läuft, also ist auch Deutschland." — Freilich, da der deutsche König, ‚der edle Carolus', ein Spanier war, der die rauhe deutsche Sprache nur mit seinen Pferden sprach und der den weidlichen Hengst zwar bändigen, doch nicht reiten mochte, so endete der Aufschwung neuen Lebens statt mit einer großartigen Zusammenfassung der Nation durch einen einzigen erhabenen Vaterlandsgedanken in jener trostlosen Volks- und Kirchenspaltung, unter der das deutsche Reich

noch heute seufzt. Mit dem Verrate der drei Bistümer Metz, Toul und Verdun begann die Zeit der Rheinbünde, die bis zum Sturz Napoleons I. wärte. Das schlimmste aber war der Zusammenbruch des Selbstvertrauens, den die Nation infolge des Felschlags ihrer ursprünglich ganz einmütig unternommenen Reformation an Haupt und Gliedern erlebte. Der Kleinmut ward das Zeichen der Zeit, und wenn trotzdem das gemeinsame Volksbewußtsein nicht ganz zugrundeging, so hat das seine vornemste Ursache darin, daß die Kirchentrennung glücklicherweise nicht überall mit den Grenzen der Stämme zusammenfiel, dann aber auch darin, daß die unter den Fittigen des Humanismus erstarkende Wissenschaft dem Vaterlandsgedanken zuhilfe kam. In dieser Beziehung ist nichts bedeutungsvoller geworden als die Wiederentdeckung des Tacitus. Die erste Ausgabe der ‚Germania', die von Land, Leuten und Leben unserer frühen Vorzeit handelt, erschien 1473 zu Bologna. Die ersten 6 Bücher der ‚Annalen', die des großen deutschen Volkshelden Arminius so warm gedenken, wurden 1515 zu Rom veröffentlicht. Welch' eine Quelle nationaler Erfrischung! Welch' ein Vorbild! — Gar nicht hoch genug kann die Wirkung dieser Werke auf die höheren Kreise unsers Volks veranschlagt werden. Erst durch sie hat jenes Urbild der deutschen Volkspersönlichkeit die festen Umrisse angenommen, in denen sie uns seitdem leuchtend vorschwebt. Die Mannhaftigkeit und Treue, die Einfachheit der Lebensfürung

und der Haß gegen das römische Wesen — aus den Schriften des Tacitus heraus sind sie zum Gemeingut aller deutschen Idealisten, Denker und Dichter geworden. — Bald darauf haben Sebastian Frank mit seiner ‚Chronika von gantz Teutschland' und Matthis Quad von Kinkelbach mit seinem Buch ‚Von Teutscher Nation Herrlichkeit' die Grundlagen einheitlicher Geschichtsschreibung und Landeskunde für unser Vaterland gelegt. Mit der Herrlichkeit teutscher Nation stand es allerdings gar nicht besonders gut, und angesichts eines Bildes, welches die weltbeherrschende Germania darstellte, hat Johann Fischart seinen Volksgenossen ihren traurigen Verfall in einer ‚Ernstlichen Ermanung' ergreifend vor Augen gestellt. Da heißt es u. a.:

„Was Ruhm hat der jung Adler doch,
Wann er sich rühmet der Eltern hoch,
 Wie sie frey wohnten in bergs klüfften
 Vnd frey Regierten in den Lüfften,
Vnd er sitzt gfeßelt auff der Stangen
Muß, was der Mensch nur will, jm fangen?
 Also, was ist dir für ein Ehr,
 Wann rühmst die Alten Teutschen sehr,
Wie sie für jhre Freiheyt stritten
Vnd keynen bösen Nachbarn litten,
 Vnd du achtest nit der Freiheyt dein,
 Kannst kaum in deim Land sicher sein,
Lest dir dein Nachbar sein Pferd binden
An deinen Zaun vornen und hinden? . . .

Vnd für Alt Teutsch Standhafftigkeit
Reißt ein Weibisch Leichtfertigkeit.
Drum ists nichts, daß man Adler führt,
Wann man des Adlers Mut nicht spürt . . .
Aufrecht, treu, redlich, eynig vnd standhafft,
Das gewinnt vnd erhällt Leut vnd Landschafft.
Also wird man gleich vnsern Alten;
Also möcht man forthin erhalten
Den Ehrenruhm auff die Nachkommen,
Daß sie demselben auch nachomen . . .
Seht, diß hab als ein Teutscher ich
Auß teutschem Gblüt treuhertziglich,
Euch Teutschen, die herkomt von Helden,
Bei diesen Helden müßen melden.

Ganz aus derselben Stimmung heraus sang der wackere Westfale Doman sein Rügelied, ‚von der alten Teutschen Hanse', und der Schwabe Weckherlin ruft gleich zu Beginn des 30jährigen Krieges in einem ‚Mahnlied' den Deutschen zu: sie sollten den Übermut der Fremden strafen ‚mit deutscher Faust und deutschem Mut.'

Der ist ein Deutscher wohlgeboren,
Der von betrug und Falschheit frei,
Hat weder Redlichkeit noch Treu
Freiheit und Glauben nicht verloren.
Der ist ein Deutscher ehrenwerth,
Der wacker, herzhaft, unverzaget
Sich in Gefahr mit seinem Schwert
Für Vaterland und Freiheit waget . . .
In Gott zu leben und zu sterben

Gilt einem biedren Deutschen gleich;
Denn Tod und Sieg sind schön und reich:
Durch beide kann man Heil erwerben!

Auch in der neu aufkommenden Form des Sonettes, welche später ja auch Rückert zu patriotischen Mahnungen gebraucht hat, wendet derselbe Dichter sich ‚an das Teutschland':

Zerbrich das schwere Joch, darunder du gebunden,
O Teutschland, wach doch auff, faß wieder einen muht,
Gebrauch dein altes Hertz vnd widersteh der wuht,
Die dich vnd die freyheit durch dich selbs vberwunden.
Straf nu die Tyranney, die dich schier gar geschunden,
Und lösch doch endlich auß die dich verzöhrend gluht
Nicht mit dein eignem schwaiß sondern dem bösen blut
Fließend auß deiner feind vnd falschen brüdern wunden.
Verlassend dich auff Gott, folg denen Fürsten nach,
Die sein gerechte hand will (so du wilt) bewaren
Zu der Getrewen trost, zu der trewlosen rach:
— So laßt nun alle forcht vnd nicht die Zeit hinfaren,
Vnd Gott wird aller welt, daß nichts, dan schand vnd schmach,
Des feinds meynayd vnd stoltz gezeuget, offenbaren.

Die politische Zersplitterung Deutschlands, die Übermacht Frankreichs, das vielsprachige Kriegsgetümmel, das mer als 30 Jare lang die Gauen unsres Vaterlands durchtobte, fürten zu einer traurigen Verwälschung der Nation. Die gelerte Welt dachte und schrieb lateinisch, die vorneme französisch oder italienisch, und durch tausend Rinnsale sickerten fremde Wörter, Wendungen und Gebräuche in unsre Sprache wie in unsre ganze Lebensfürung. Nach besten Kräften

versuchten einsichtige Männer diesem Übel Halt zu gebieten. Kernhafte Gesinnung und edelste Vaterlandsliebe atmen „Der Teutschen scharpffsinnige Sprüche", welche der Pfälzer Zinkgref sammelte, indem er außer „weisen Spruchreden der uralten Teutschen" auch „deren aus Teutschen Landen erwehlten und erbornen Päbst, Bischoff, Keyser, König, und jedes Standes wolbenahmter Personen lehrreiche Sprüch, geschwinde außschläg, artige Hoffreden, denkwürdige Scherzfragen, antwurten, gleichnussen u. s. w." zusammenbrachte und mit dieser geschmackvollen und gelerten Sammlung dem Volke einen Spiegel seines besten geistigen Wesens, seiner edelsten Eigenart vorhielt, der wahrhaft stärkend und herzerquickend wirkte. Verwandte Zwecke verfolgten die Sprachvereine, welche unsere Muttersprache von dem entsetzlichen Aussatz der Fremdwörterei zu heilen suchten. Die Fruchtbringende Gesellschaft (1617), der sogar der große Kurfürst beigetreten ist, die Auffrichtige Tannengesellschaft (1633), die Deutschgesinnte Genossenschaft (1643), die Pegnitzschäfer (1644), die Teutschliebende Gesellschaft (1680), alle verfolgten das gleiche Ziel: durch Reinigung der Sprache das Volk zur Einkehr, zum Aufsichselbstbesinnen zu erziehen. In eben diesem Geiste wirkte der tiefwitzige Joh. Michael Moscherosch mit seinen Strafschriften, den „Gesichten Philanders von Sittewald", von denen namentlich der „A la mode-Kehraus" seine vaterländische Gesinnung, seinen Haß gegen das Wälsche in Tracht, Brauch und Rede mit schnei-

dender Schärfe ausspricht. Wie jammervoll besteht der arme Philander auf der Burg Geroldseck vor den dort versammelten uralten Helden, dem hürnen Siegfried, Ariovist, Arminius, Wittekind! Sie wollen ihm durchaus nicht glauben, daß ein solcher Alamode-Aff ein Teutscher sei. Würdig steht neben Moscherosch der geniale Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen, der berümte Verfasser des „Simplicius Simplicissimus". Er hält in seinem „stolzen Melcher" dem Volk die Schmach vor, durch die es sich mit dem Reislaufen in fremden Dienst bedeckte, und in seinem „Teutschen Michel" schwingt er die Geißel unerbittlichen Spottes über die Ausländerei in Dingen der Sprache. Wunderbar, wie diesem vielgeprüften Dichter, der in seinen „simplizianischen Schriften" das ganze Elend und die ganze Poesie der furchtbarsten Zeit entrollt, doch nicht der Glaube an die Zukunft unseres Volkes verloren ging. In einem Traumgesicht, das er freilich einem Narren in den Mund legt, der sich für Jupiter hält, malt er die Zukunft aus, in der ein deutscher Held die Welt erneuern werde und der Helikon in den politisch wie kirchlich geeinigten Gauen Deutschlands aufgerichtet werden würde. — Dieser Helikon wurde wirklich aufgerichtet, aber vor der Einigung der Nation, die allerdings auch heut noch kirchlich gespalten ist. Den beiden Dichtern vom Oberrheine gesellt sich der ditmarsische Satiriker Joachim Rachel, der ganz wie jene beiden das stutzerhafte Nachäffen der Ausländer verhönt.

Französisch Mund und Bart, französisch alle Sitten
Französisch Tuch und Wams, französisch zugeschnitten.
Was immer zu Paris die edle Schneiderzunft
Hat neulich aufgebracht, auch wider die Vernunft,
Das liebt dem Deutschen zu!

All diese Dichter aber übertrifft an Reichtum der Wendungen und Knappheit des Ausdrucks der Schlesier Friedrich von Logau, der die Verwälschung mit bitterem Hon verfolgt.

Daß auß Menschen werden Wölffe, bringt zu glauben nicht
Beschwerden;
Sieht man nicht, daß auß den Deutschen dieser Zeit Fran=
zosen werden?

Deutschland bey der alten Zeit
War ein Stand der Redligkeit,
Ist jetzt worden ein Gemach
Drinnen Laster, Schand vnd Schmach
Was auch sonsten auß= man fegt,
Andre Völcker abgelegt.

Diener tragen ingemein jhrer Herren Lieverey:
Solls dann seyn, daß Frankreich Herr, Deutschland aber
Diener sey?
Freyes Deutschland, schäm dich doch dieser schnöden Kriecherey.

Ein spöttischer Seitenblick streift übrigens auch das Sprachvereinswesen in dem Spruche:

Deutsch zu reden, deutsch zu schreiben sind die Deutschen jetzt
beflißen;
Wie sie sich recht deutsch bekleiden, können sie zur Zeit nicht wißen,
Bis zum Kleiden wie zum Reden eine Gnoßschafft sie beschließen.

Und mitleidig fügt er hinzu:

> Die Deutschen sind so alte Leute,
> Lernen doch erst reden heute;
> Wann sie lernen doch auch wolten
> Wie recht deutsch sie handeln solten!

Wie das zu machen sei, hat ihnen Logaus Landsmann Martin Opitz von Boberfeld klärlich gesagt:

> Auff, auff, wer Teutsche Freyheit liebet,
> Wer Lust für Gott zu fechten hat;
> Der Schein, den mancher von sich giebet,
> Verbringet keine Ritter-that . . .
>
> Wie groß und stark der Feind sich mache,
> Wie hoch er schwinge Muth vnd Schwerd,
> So glaube doch, die gute Sache
> Ist hundert tausend Köpffe werth . . .
>
> Was kan der stoltze Feind dir rauben?
> Dein Haab vnd Gut bleibt doch allhier;
> Geh' aber du jhm auf die Hauben
> Und brich jhm seinen Halß dafür.

Auch noch ein dritter Schlesier, Freiherr Hans v. Abschatz riet,

> Daß man die Kröten,
> Die unsern Rhein betreten,
> Mit aller Macht zurücke
> Zu Rhon und Seine schicke.

Aber es stand schlimm damit; die Fürsten wie die Domkapitel in der Pfaffengasse des heiligen römischen Reiches verkauften sich den Franzosen; ja noch mer: die Krähwinkelei der Teilgebietswirtschaft hatte uns auch

kriegerisch heruntergebracht, und mit Recht beklagt Paul Fleming, ein Obersachse, ‚die Enderung und Furchtsamkeit itziger Deutschen‘:

> Itzt fällt man ins Konfect, in unsre vollen Schalen,
> wie man uns längst gedräut: Wo ist nun unser Muth?
> der außgestählte Sinn? das kriegerische Blut?
> Es fällt kein Unger nicht von unserm eiteln pralen.
>
> Kein Pusch, kein Schützenrock, kein buntes Fahnenmahlen
> Schreckt den Krabaten ab. Das ansehn ist sehr gut,
> Das ansehn meyn ich nur, das nichts zum schlagen thut.
> Wir feigsten Krieger wir, die Föbus kan bestrahlen.
>
> Was ängsten wir uns doch und legen Rüstung an,
> Die doch der weiche Leib nicht ümm sich leiden kan?
> Des großen Vaters Helm ist viel zu weit dem Sone!
>
> Der Degen schändet ihn! Wir Männer ohne Mann,
> Wir starcken auf den Schein, so ists üm uns gethan.
> Uns Nahmens-Deutsche nur! Ich sags auch mir zum Hohne!

Im Osten wie im Westen erlitt unser Volk die schwersten Einbußen. Die österreichische Gegenreformation zerstörte mit dem Luthertum der oberungarischen Städte zugleich das Deutschtum der Karpatenländer und den Zusammenhang mit den Deutschen Siebenbürgens. Gleichgültig sah Leopold I. dem frechen Raube Straßburgs, den Mordbrennereien der Franzosen am Rheine zu. — Vergeblich rief der Große Kurfürst das manende Wort: „Gedenke, daß du ein Deutscher bist!“ — Die Siege des Prinzen Eugen, den das dankbare Volkslied bis heute feiert, und des Thomasius

küner Vorgang, an der Leipziger Hochschule zum erstenmale in deutscher Sprache Vorlesungen zu halten, sind fast die einzigen Lichtblicke in dieser trostlosen Zeit. Die leitenden Kreise der Nation verharrten in ihrer einseitigen Vorliebe für Frankreich, und mit Recht schoß der preußische Dichter Christian Wernicke einen scharfen Spottpfeil „auf die Buhlerey der Deutschen in Frankreich" ab:

Daß Frankreich uns pflegt zu verwunden
Durch Pulver, welches wir erfunden,
Daß es in Büchern uns verlacht,
Nachdem das Drucken wir erdacht,
Daß wir dort unser Geld verschwenden,
Mit dem es uns hernach besticht,
Daß es durch unsre Länder bricht,
Mit Pferden, die wir ihnen senden —
Geht eh in meinen Kopf hienein,
Als daß wir dort die Krafft verlieren.
Daß ihre Weiber wir verführen
Und unsrer Feinde Vätter sein!

---

Blickt man von diesem Zeitpunkte, also von der Wende des 17. und 18. Jarhunderts, rückwärts, so hat man das befremdliche Schauspiel, daß unsere patriotische Dichtung seit vier Jarhunderten kaum irgend etwas anderes hervorgebracht hat als Mannungen, Rügen, Schelte, Spott und Hon. So tief war die Nation heruntergekommen, daß der Vaterlandsgedanke gar nicht

mer anders zu Worte kommen konnte, als wie die Stimme eines bösen, strafenden Gewissens. Auch jetzt verklingt dieser Ton noch keinesweges; aber es gesellen sich ihm doch endlich auch wieder hellere Klänge, erste Regungen einer neu erwachenden Freude des Volkes an sich selber. Und hier fürt ein Son des Harzes, Friedrich Gottlieb Klopstock, den Reigen. Freilich: seine Haltung bewies zugleich, wie völlig unsere Nation den Zusammenhang mit ihrer eigenen Geschichte verloren hatte: indem er vaterländisches Heldentum besingen will, findet er kaum einen andern Helden als Hermann den Cherusker*), und ganz gräulich ist das aus misverstandener nordischer Götterlere und verschwommenen Gestalten Ossians zusammengebrante Urgermanentum, das in Klopstocks Oden und Bardieten gespensterhaft umherspukt. Aber es ist doch ein berechtigter und gesunder Stolz, der ihn in der Ode ‚Mein Vaterland' darauf hinweisen läßt, mit welcher unerschöpflichen Volkskraft Deutschland Europa befruchtet hat.

*) Geradeso wie ein halbes Jarhundert vor Klopstock Caspar v. Lohenstein hatte darstellen wollen, daß alles Große in der Welt von Deutschen ausgefürt worden sei, indem er seinen vier Quartanten starken Roman schrieb: ‚Großmüthiger Feldherr Arminius oder Hermann als ein tapferer Beschirmer der deutschen Freiheit nebst seiner durchlauchtigsten Thusnelda in einer sinnreichen Staats-, Liebes- und Helden-Geschichte, dem Vaterlande zu Liebe, dem deutschen Adel aber zu Ehren und ähnlicher Nachfolge vorgestellet.' — Als Helden eines Schauspiels hatte in der ersten Hälfte des 18. Jarhunderts Elias Schlegel auf den alten ‚Hermann' zurückgegriffen. Etwas später ließ Leisewitz einem Fürsten, der seine Maitresse erwartet, um Mitternacht den Arminius erscheinen. (Göttinger Musenalmanach. 1775.)

An Rhon und Themse sandtest du
Deiner Krieger hin. Da klangen die Waffen! Da tönte
Schnell ihr Ausspruch: Die Gallier heißen Franken!
Engelländer die Britten! . .

Nie war gegen das Ausland
Ein anderes Land gerecht wie du!
Sey nicht allzugerecht. Sie denken nicht edel genug,
Zu sehn, wie schön dein Fehler ist!

Und herrlich feiert Klopstock ‚Unsere Sprache' mit den begeisterten Worten:

Daß keine, welche lebt, mit Deutschlands Sprache sich
In den zu kühnen Wettstreit wage!
Sie ist — damit ichs kurz, mit ihrer Kraft es sage —
An mannigfaltger Uranlage
Zu immer neuer und doch deutscher Wendung reich;
Ist, was wir selbst in jenen grauen Jahren,
Da Tacitus uns forschte, waren,
Gesondert, ungemischt und nur sich selber gleich.

Der Kreis der Nachamer Klopstocks, die mit der gleichen Unkenntnis wie er doch mit geringerer Begabung unsere Urzeit heraufbeschwören wollten, ist in der Literaturgeschichte noch heut übel berufen wegen seines ‚Bardengebrülls.' So verschwommene und erzwungene Bestrebungen, den deutschen Vaterlandsgedanken herzustellen, konnten kein anderes Ergebnis haben als einen in der Retorte erzielten und nur in ihr möglichen Homunkulus; nicht auf diesem künstlichen Wege wird das Nationalbewußtsein eines großen Volkes erzeugt und wiedergewonnen, sondern durch das Zu=

sammenwirken gewaltiger politischer Lebenskräfte. Dazu aber schlug jetzt die Stunde. Wie die Dichtung der mittelhochdeutschen Zeit und mit ihr der Vaterlandsgedanke sich an den Römerzügen und den Kreuzzügen entzündet, wie sie ihre Brennpunkte in den Gestalten der Staufer, in Friedrich dem Rotbart, in Friedrich dem Zweiten gefunden hatte, so ging die neue deutsche Dichtung jetzt von der Geistesbewegung aus, welche sich an die Rumestaten eines andern zweiten Friedrichs knüpfte. Und wie im Jare 1870 Preußen nach blutigen Siegen ganz natürlich und selbstverständlich an die Spitze der Nation trat, während zwanzig Jare früher das Homunkulus-Kaisertum der Paulskirche, das doch so edle Geister ersonnen hatten, durchaus nicht lebensfähig war, so haben ein Jarhundert zuvor die Siege Friedrichs des Großen und seine einzigartige Persönlichkeit den Deutschen das Gefül wiedergegeben, sie seien ein großes, zur Tat befähigtes, zur Tat berufenes Volk. Niemand Geringeres hat das zuerst klar anerkannt als Goethe! „Frankfurt“, so berichtet er aus seinen Knabentagen, „war fritzisch gesinnt, fritzisch, nicht preußisch; was ging uns Preußen an!“ Es war der Held, dem die Begeisterung der Deutschen galt. Immer sind es große Waffentaten, in denen ein Volk sich selber wiederfindet. Aber es war doch auch ein Glück, daß hinter dem Helden ein deutscher Stat stand, der die Macht und das Wesen hatte, Träger des deutschen Vaterlandsgedankens zu werden, jener Stat, der durch die Ver-

schmelzung der Bruchteile vieler deutscher Stämme kein Stammesstat, sondern ein deutscher Staat an und für sich geworden war. — Nicht nur das neue deutsche Reich, auch das erste Wiedererwachen lebendigen Selbstbewußtseins nach jarhundertelangem Verfall verdankt die Nation dem preußischen State, dem preußischen Heere, dem preußischen Königtum!

Zum erstenmal seit langer Zeit wendet ein Kunstdichter sich mit volkstümlichen Gedichten wieder an das Volk und ergreift eben dadurch auch die Herzen der Höchstgebildeten. Zu Ludwig Gleims ‚Preußischen Kriegsliedern eines Grenadiers' hat der große Lessing die Vorrede geschrieben. Da ruft Gleim bei Eröffnung des Feldzuges 1756:

Ich streit, ein tapfrer Grenadier,
Von Friedrichs Muth erfüllt —
Was acht ich es, wenn über mir
Kanonendonner brüllt!?
Ein Held fall ich; noch sterbend droht
Mein Säbel in der Hand!
Unsterblich macht der Helden-Tod,
Der Tod fürs Vaterland!

Gleims Begeisterung erwächst einem tief sittlichen Grunde.

Wenn wir mit uns in Kriegen
Uns selber nicht besiegen,
Dann wirds uns nicht gelingen
Den andern Feind zu zwingen.

Darum, o Herr, verleihe
Daß ich mit aller Treue
Das Gute gern vollbringe,
Das Böse gern bezwinge,
Dann mach ich keine Schande
Dem lieben Vaterlande!

Bei Beginn des Feldzugs 1757 jubelt der preußische Grenadier:

Auf Brüder, Friedrich, unser Held,
Der Feind von fauler Frist,
Ruft uns nun wieder in das Feld,
Wo Ruhm zu holen ist.

Was soll, o Tolpatsch und Pandur,
Was soll die träge Rast?
Auf und erfahre, daß du nur
Den Tod verspätet hast . . .

Was helfen Waffen und Geschütz
Im ungerechten Krieg?
Gott donnerte bei Lowositz,
Und unser war der Sieg.

Und böt uns in der achten Schlacht
Franzos und Ruße Trutz;
So lachten wir doch ihrer Macht;
Denn Gott ist unser Schutz.

Und als nun wirklich die Franzosen bei Roßbach geschlagen waren, da widerhallte ganz Deutschland von Triumpfgeschrei. Im Gassenhauer klang es:

„Und wenn der große Friedrich kommt
Und klatscht nur auf die Hosen,
Da läuft die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzosen!“

Bei dem Satiriker Kästner, einem feinen Leipziger, aber spitzt der Triumpf sich zu dem Epigramme zu ‚Was Hippokrene auf deutsch heißt.‘

Ein Gallier, der gallisch nur verstand,
Und das allein reich stark und zierlich fand,
Den bat ich: ‚Nennt mir doch auf gallisch Hippokrene!‘
„Herr Deutscher, könnt Ihr mich im Ernst so seltsam fragen?
Der Gallier behält die griechschen Töne!“ —
Nun wol, Monsieur, wir können Roßbach sagen.

Kästner hat recht! Wie unter dem Hufschlage des Pegasus der Musenquell entsprang, so unter Friedrichs Taten deutsche Begeisterung. Kästner selbst sang damals:

Welch Volk, Thuiskons Volk! gesteht den Rang dir zu?
Der Wälsche singt und malt vortrefflicher als du;
Witz, Zärtlichkeit, Geschmack, sich putzen, kochen, tanzen
Und was noch alles mehr, lernst du vom muntern Franzen;
Stolz geht des Briten Blick auf alles Land umher;
Wo denkt man tief und stark, wo spricht man frei wie er?
— Und du Germanien? Ist was von dir zu melden?
Dankt dir Europa was? — Regenten, Weise, Helden!

In feurigen Dithyramben bejubelt Herders Landsmann Willamow den Heldenbändiger, den Sieger, den Fürsten, den Weisen. Seinem pindarischen Schwunge begegnet der feierliche Gang von Ramlers horazischen Oden:

Stritt Jupiter nicht selbst mit Friedrichs Volke
Und donnerte den Feind zurück!?
Warf nicht Latonens Son, sein Schutzgott, eine Wolke
Vor seines Mörders Blick!?

Ward nicht das Blutpanier, von ihm gefasset,
Zur drohenden Aegide? Stand
Die Riesenhorde nicht, sie, die Minerva hasset,
Erstarrt an Haupt und Hand!?

Bis alle, von dem kleinen Heer zerschlagen,
Das unaufhaltsam weiterdrang,
Wie Halme von des Himmels Schlossen, niederlagen
Dreihundert Hufen lang.

Ja dinget nur die halbe Welt zusammen
Und raset wider Einen Mann,
Und wendet wider ihn Verrat und Gift und Flammen,
Den ganzen Orcus an —

Borussiens gerechter Held soll siegen:
Die Götter schützen ihren Sohn.
Bald wird er im Triumpf zu seinen Kindern fliegen.
Er kommt; ich seh ihn schon!

Und noch edler, einfacher und deshalb ergreifender als Ramler stimmt ein anderer Pommer, der Dichter des Frühlings, stimmt Ewald Christian von Kleist in diesen Chor ein. Wie herrlich beginnt seine „Ode an die Preußische Armee":

Unüberwundnes Heer, mit dem Tod und Verderben
In Legionen Feinde dringt,
Um das der frohe Sieg die goldnen Flügel schwingt,
O Heer, bereit zum Siegen oder Sterben.

Sieh! Feinde, deren Last die Hügel fast versinken,
Den Erdkreis beben macht,
Ziehn gegen dich und drohn mit Qual und ewger Nacht;
Das Wasser fehlt, wo ihre Rosse trinken . . .

Verdopple deinen Muth! Der Feinde wilde Fluthen
Hemmt Friedrich und dein Arm,
Und die Gerechtigkeit verjagt den tollen Schwarm.
Sie blitzt durch dich auf ihn, und seine Rücken bluten . . .

Du eilest ihnen nach und drückst mit schwerem Eisen
Den Tod tief ihren Schedeln ein,
Und kehrst voll Ruhm zurück, die Deinen zu erfreun,
Die jauchzend dich empfahn und ihre Retter preisen.

Auch ich, ich werde noch — — vergönn es mir o Himmel! —
Einher vor wenig Helden ziehn.
Ich seh dich, stolzer Feind! den kleinen Haufen fliehn,
Und find Ehr oder Tod im rasendem Getümmel.

Er fand beides. Kleist fiel in der Schlacht von Kunersdorf an der Spitze seines Bataillons.

Mit einem Anschein von Recht könnte man einwerfen, daß es sich bei diesen Dichtungen nicht um den deutschen Vaterlandsgedanken handle, sondern nur um den preußischen Sondergeist. Indessen, das ist falsch. Die Sache stand vielmer so, daß der echte, der lebenswahre Patriotismus, der in Deutschland schier erloschen war, sich an dieser preußischen Flamme wieder entzündete und durch sie und mit ihr wieder zu einer Macht geworden ist. Unter dem Eindrucke der Schlacht von Kunersdorf schrieb der schwäbische Denker Thomas Abbt seine berühmte Abhandlung „Vom

Tode fürs Vaterland'*). Ja gerade indem die Deutschen sich des Gegensatzes der innerhalb des alten Reiches streitenden Gewalten deutlich bewußt wurden, kamen sie erst recht zur reinen Erkenntnis der Gemeinsamkeit. Tief ergreifend spricht das aus des Joh. Peter Uz Gedicht 'Wie lang zerfleischt mit eigner Hand Germania sein Eingeweide', und im Tone liebenswürdigster Versönung redet es aus Lessings 'Minna von Barnhelm', diesem köstlichen Lustspiele, mit dem sich die Urbilder preußischen Soldatentums die deutsche Büne eroberten. Es war das erste wirklich nationale Drama aus der Gegenwart, ein echter Niederschlag des Geistes der Zeit Friedrichs des Großen. Mit welcher Macht dieser Held auch auf den Süden unsres Vaterlandes wirkte, zeigt des Schwaben Schubart bekannter 'Hymnus' an den greisen Herrscher, von dem ich hier nur den Schluß anfüren will, weil er deutlich zeigt, wie tief der Dichter gerade die deutsche Größe des einzigen Mannes empfand.

Merkbar war das Wehen seines Odems
In jeder großen That der Welt;

*) Wie rürend ist die Geschichte, die Abbt aus dem siebenjärigen Kriege erzält! „Ein siebenzigjäriger Schäfer tat in seiner Gemeinde stolz, daß er sechs Söne im Dienste des Königs habe. Als in den letzten Jaren des Kriegs auch der siebente, die letzte Stütze seines Alters, in den Krieg gehen sollte, sagte der Alte zum Offizier: „Herr Hauptmann, sage Er mir aufrichtig, brennt es den König auf die Nägel? Wenn's ihn brennt, so neme Er meinen Son und mich auch dazu. Brennt es den König aber noch nicht, so lasse Er mir meinen Son!"

Er wog im Verborgnen die Rechte der Fürsten;
Auch hing er furchtlos die Wageschaal ans Schwert.
Da drangen sich Teutoniens Fürsten
In Friedrichs Felsenburg, wo der Riese
Sinnt auf dem eisernen Lager;
Sie boten ihm die Hand und nannten ihn
Den Schützer ihrer grauen Rechte, sprachen
„Sei unser Führer, Friedrich Hermann!“
Er wollts; da ward der deutsche Bund . . .

Erhalten wird dir Gott den Herrschergeist!
Huldlächelnd wird er deiner Seele sagen:
„Du schwurst im Drange der größten Gefahr
Als König zu denken, zu leben, zu sterben;
Und Wort hast du gehalten.
Man bring ihm die Krone,
Die leuchtender strahlt
Als alle Kronen der Erde;
Denn Friedrichs, meines Lieblings, Geist
Ists wert, ewig Kronen zu tragen!“

Auch in diesem Hymnus klingt noch der Hermann-Kultus der Zeit Klopstocks wieder; aber er hat sich auf eine zeitgenössische Persönlichkeit übertragen; der Schatten hat Blut getrunken und ist lebendig geworden.

Minder pathetisch, doch in ihrer Wirkung schwerlich geringer zu schätzen sind die von fröhlichem Vaterlandsgefül durchdrungenen Lieder zu Ehren des Weines und des Rheines. Und da ist vor allem des treuherzigen ‚Wandsbecker Boten‘ zu gedenken, des Matthias Claudius, der uns sein unsterbliches Rheinweinlied gesungen hat:

Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher
Und trinkt ihn fröhlich leer.
In ganz Europia, ihr Herren Zecher!
Ist solch ein Wein nicht mehr . . .

Ihn bringt das Vaterland aus seiner Fülle;
Wie wär er sonst so gut!
Wie wär er sonst so edel und so stille
Und doch voll Kraft und Muth! . .

Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben:
Gesegnet sei der Rhein!
Da wachsen sie am Ufer hin und geben
Uns diesen Labewein.

In diesem schönen Liede weht derselbe Geist wie in Claudius' ‚Vaterlandslied':

Stimmt an mit hellem hohen Klang
Stimmt an das Lied der Lieder,
Des Vaterlandes Hochgesang;
Das Waldthal hall' ihn wider!
Der alten Barden Vaterland,
Dem Vaterland der Treue,
Dir, niemals ausgesungenes Land,
Dir weihn wir uns aufs neue! . . .
Der Kraftgesang soll himmelan
Mit Ungestüm sich reißen!
Und jeder echte deutsche Mann
Soll Freund und Bruder heißen.

Wie tief solche Stimmungen auch in dem zur Rüste gehenden Geschlecht der fridericianischen Zeit lebten, zeigt ein Spruch Gleims, den er im höchsten Greisenalter, am 25. Februar 1800, niederschrieb:

„Deutsche Treue, deutscher Wein,
Ganzer und nicht halber Rhein!“
Das ist Landsturms Wort und Zeichen,
Das darf keinem Feinde weichen.

Ach, Gleim war allzu zuversichtlich. Ein Jar nachdem er so gesprochen, entriß der Friede von Luneville uns das ganze linke Ufer des Rheins.

Inzwischen hatte längst die Zeit unserer großen klassischen Dichtung eingesetzt. Unmittelbar, d. h. stofflich, hat diese mit dem deutschen Vaterlandsgedanken wenig zu tun; mittelbar, d. h. nach ihrer geistigen Wirkung hin, hat sie ihn in einer Weise befruchtet, wie kein anderes Ergebnis unserer Geschichte und unserer Kultur; selbst die Reformation tritt dagegen zurück; denn sie erhob nicht nur, sie trennte auch; unsere klassische Dichtung aber hat nur einigend auf die Nation gewirkt, und sie vermochte das, trotzdem oder (vielleicht richtiger) indem sie sich je länger je mer den Idealen reiner Menschlichkeit zuwandte. — In seinen ersten Anfängen zeigt sich ja Goethe allerdings ganz von vaterländischen Antrieben erfüllt und bewegt. Im Mai 1773 veröffentlicht er mit Justus Möser, dem ehrwürdigen advocatus patriae, und mit Herder, dem Wiederentdecker der Volkspoesie, die fliegenden Blätter ‚von deutscher Art und Kunst‘, und fast gleichzeitig erschien sein urdeutscher ‚Götz von Berlichingen‘. Beides hat großen Einfluß ausgeübt; aber in diesen stofflich deutschen Werken liegt keineswegs die ungeheuere Wir-

kung Goethes auf die innere Erhebung und Einigung des Deutschtums, sondern in seiner Persönlichkeit, in der Gesamtheit seines Schaffens und am Ende in dem Werke, das diese Gesamtheit am vollkommensten darstellt: im ‚Faust‘, der ja freilich auch dem Stoffe nach wesentlich deutsch ist. Die Weltliteratur kennt kaum ein zweites Gedicht, in dem der Genius einer Nation sich so rein und zugleich so umfassend ausgesprochen hätte wie der deutsche Geist im Faust. — Und änlich steht es mit Schiller. Man hat den Vorwurf gegen ihn gerichtet, daß er die Stoffe vieler seiner Dramen, statt sie auf den Höhen unserer vaterländischen Vorzeit zu suchen, aus Genua, Spanien, Frankreich, England und Polen geholt habe; aber abgesehen davon, daß unsere Geschichte, ihrer Überfüllung wegen, jedem Dramatiker unermeßliche Schwierigkeiten bietet, so kam es Schiller immer nur auf rein humane Fragen an. „Was ist unschuldig, heilig, menschlich gut, wenn es der Kampf nicht ist ums Vaterland!?“ — „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!“ — Wirken solche Sprüche minder tief auf unser Herz, weil Schiller sie einer Jungfrau von Orleans in den Mund legt!? — Gibt es Dichterworte, die mer Vorbedeutung für die Begeisterung der Freiheitskriege hatten, als die Mahnung: „Ans Vaterland, ans teure schließ dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen; hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft!“ — oder der Schwur der Eidgenossen:

Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen und Gefahr.
Wir wollen frei sein wie die Väter waren,
Eher den Tod! als in der Knechtschaft leben.
Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen!

Und was ist volkstümlicher geworden als das Vermächtnis des sterbenden Attinghausen!?

Drum haltet fest zusammen — fest und ewig! —
Kein Ort der Freiheit sei dem andern fremd —
Hochwachten stellet aus auf euren Bergen,
Daß sich der Bund zum Bunde rasch versammle —
Seid einig — einig — einig!

Schiller streitet im ‚Tell' ebenso für die Selbstbehauptung und den Vaterlandsgedanken wie Goethe, der treue Vorkämpfer der allgemeinen Wehrpflicht, in ‚Hermann und Dorothea':

Dies ist unser! So laß uns sagen und so es behaupten!
Denn es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen,
Die für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder
Stritten und gegen den Feind zusammenstehend erlagen . . .
Und gedächte jeder wie ich, so stände die Macht auf
Gegen die Macht, und wir erfreuten uns alle des Friedens.

Zu eben der Zeit, da Goethe diesen Aufruf an die Deutschen richtete, war unser Vaterland gleichzeitig durch die französische Statsumwälzung und durch die Wirren um Polen bedroht, und da ist es Herder, der zuerst den Ruf nach deutscher Einigkeit erhebt.

Deutschland, schlummerst du noch? Siehe, was rings um dich,
Was dir selber geschah! Fühl es, ermuntre dich,
Eh die Schärfe des Siegers
Dir mit Hohne den Scheitel blößt!

Deine Nachbarinn sieh, Polen, wie mächtig einst
Und wie stolz! O sie kniet ehren- und schmuck-beraubt
Mit zerrissenem Busen
Vor drei Mächtigen und verstummt . . .

Weiter schaue! Du siehst: nahe im Osten steht
Dir ein Riese; du selbst lehrtest ihn sein Schwert,
Seine Keule zu schwingen;
Zorndorf probte sie auch an dir.

Schau gen Westen! Es droht, fertig in jedem Kampf,
Vielgewandt und entglüht, trotzend auf Glück und Macht
Dir ein anderer Kämpfer,
Der dir schon eine Locke nahm.

Und du säumtest noch, dich zu ermannen, dich
Klug zu einen? Du säumst kleinlich im Eigennutz,
Statt des polnischen Reichstags
Dich zu ordnen, ein mächtig Volk!? . . .

Aber wie weit waren damals die Deutschen noch von ihrer Einigung entfernt! Mit Recht rief Hölderlin ihnen zu:

Spottet ja nicht des Kinds, wenn es mit Peitsch und Sporn
Auf dem Rosse von Holz muthig und groß sich dünkt;
Denn ihr Deutschen, auch ihr seyd
Thatenarm und gedankenvoll!

Und in Andacht und Trauer singt derselbe Dichter:

O heilig Herz der Völker, o Vaterland
Alldulden gleich der schweigenden Mutter Erd'
Und allverkannt, wenn schon aus
Deiner Tiefe die Fremden ihr Bestes haben!

Nun aber stieg über Europa der Komet Napoleons empor, und die ungeheuere Genialität des gewaltigen Helden blendete selbst Männer wie Goethe, der freilich von der politischen Kraft der Deutschen ser niedrig dachte. Empfand er doch bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im einzelnen und so miserabel im Ganzen sei, einen bitteren Schmerz, über den ihm nur die Schwingen von Kunst und Wissenschaft hinweghelfen könnten.

Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft es Deutsche vergebens.
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus.

So unterschätzte er sein eigenes Volk. Schlechthin unbesieglich erschien Napoleon ihm, und so kam es, daß Goethe zum Epimenides wurde, der seines Volkes Kampf und Sieg verträumte. Doch in den Herzen anderer deutscher Sänger häufte sich ein unermeßlicher Haß gegen die Unterdrücker, der sich zuweilen, wie bei Josef v. Sonnenberg und bei Heinrich v. Kleist, gescheiterten Hoffnungen gegenüber, bis zur Selbstvernichtung steigerte. Mit feueriger Ode begrüßte Sonnenberg im Jahre 1805 das Aufgebot der Wiener Universität. Als Österreichs Heer bei Ulm die Waffen gestreckt, gab er sich verzweifelt selbst den Tod. — Wie das Gebrüll eines gereizten Löwen bricht der Haß 1809

aus Kleists Hymne „Germania an ihre Kinder". Welche dämonische Leidenschaft in den immer aufs neue einsetzenden Strophen des Chors:

Zu den Waffen! Zu den Waffen!
Was die Hände blindlings raffen!
Mit dem Spieße, mit dem Stab
Strömt ins Thal der Schlacht herab.

Wer in unzählbaren Wunden
Jener Fremden Hohn empfunden,
Brüder, wer ein deutscher Mann
Schließe diesem Kampf sich an!

Rettung vor dem Joch der Knechte,
Das, aus Eisenerz geprägt,
Eines Höllensohnes Rechte
Über unsre Nacken legt.

Eine Lustjagd, wenn die Schützen
Auf der Spur dem Wolfe sitzen!
Schlagt ihn todt! Das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht!

Aus dieser Stimmung heraus erklärt sich Ferdinands von Schill todesmutige Wagefart. Da sang Ernst Moritz Arndt:

Es zog aus Berlin ein tapferer Held,
Er führte sechshundert Reiter ins Feld,
Sechshundert Reiter mit redlichem Muth;
Sie dürsteten alle Franzosenblut . . .

So ziehet der tapfre, der muthige Schill,
Der mit den Franzosen sich schlagen will.
Ihn sendet kein Kaiser, kein König aus,
Ihn sendet die Freiheit, das Vaterland aus . . .

O weh euch Franzosen; wie mäht der Tod!
Wie färben die Reiter die Säbel roth!
Die Reiter, die fühlen das deutsche Blut;
Franzosen zu tödten, das däucht ihnen gut.

O weh dir Schill, du tapferer Held!
Was sind dir für bübische Netze gestellt!
Viel ziehen zu Lande; es schleichet vom Meer
Der Däne, die tückische Schlange daher.

O Schill, o Schill, du tapferer Held!
Was sprengst du nicht mit den Reitern ins Feld?
Was schließt du in Mauern die Tapferkeit ein?
Bei Stralsund, da sollst du begraben sein!

Max v. Schenkendorf legt dem Gefallenen die Worte in den Mund:

. . . Halte darum fest am Hasse!
Kämpfe redlich, deutsches Blut!
‚Für die Freiheit eine Gasse!'
Dacht ein Held in Todesmuth . . .

Tag des Volkes, du wirst tagen,
Den ich oben feiern will,
Und mein König selbst wird sagen:
Ruh' in Frieden, treuer Schill!

Das leuchtende Dreigestirn der Freiheit: Ferdinand v. Schill, Andreas Hofer und Friedrich Wilhelm von Braunschweig ging unter; mit gesteigerter Beutelust zogen die Rheinbündler an Napoleons Siegeswagen; Österreich, dem Preußen nicht die Rechte bot, erlag bei Wagram; Heinrich v. Kleist, der wärend des Krieges noch eifrig an seiner ‚Hermannsschlacht' gearbeitet hatte,

die erfüllt ist von einem bis zur Fieberhitze gesteigerten blutdürstigen Hasse, dem jedes Mittel recht und billig schien, gab sich selbst den Tod, und auch Gottfried Seume schrieb 1810:

Warum traf mich nicht aus einer Wolke
Gottes Feuer, eh in meinem Volke
Ich die Greuel der Verwüstung sah?
Schmerzlich zuckt es mir durch die Gebeine,
Bei der heißen Thräne, die ich weine
Auf des Vaterlandes Golgatha . . .

Was mit Blödsinn vor nicht vielen Jahren
Unsre Nachbarn, die Sarmaten, waren,
Sind wir selbst nun, und was sie jetzt sind,
Werden wir, gleich wildzerfleischten Heerden,
Andern Völkern zum Exempel werden,
Eh' ein Viertel-Säkulum verrinnt!

Haß und Spaltung herrscht in unsern Stämmen;
Einheit nur kann das Verderben hemmen,
Und die Einheit flieh'n wir wie die Pest.
Eh' man öffentlich, was recht ist, ehret,
Jauchzet man, wenn Gau den Gau verheeret
Und die Volksschmach wird ein Freudenfest . . .

An jene Zeit gemant uns Theodor Körners ergreifendes Lied „Mein Vaterland".

Wo ist des Sängers Vaterland? —
Wo edler Geister Funken sprühten,
Wo Kränze für das Schöne blühten,
Wo starke Herzen freudig glühten,
Für alles Heilige entbrannt.
Da war mein Vaterland!

Wie heißt des Sängers Vaterland? —
Jetzt über seiner Söhne Leichen,
Jetzt weint es unter fremden Streichen;
Sonst hieß es nur das Land der Eichen,
Das freie Land, das deutsche Land.
So hieß mein Vaterland!

Was weint des Sängers Vaterland? —
Daß vor des Wüthrichs Ungewittern
Die Fürsten seiner Völker zittern,
Daß ihre heilgen Worte splittern,
Und daß sein Ruf, kein Hören fand.
Drum weint mein Vaterland!

Wem ruft des Sängers Vaterland? —
Es ruft nach den verstummten Göttern;
Mit der Verzweiflung Donnerwettern,
Nach seiner Freiheit, seinen Rettern,
Nach der Vergeltung Rächerhand.
Der ruft mein Vaterland!

Was will des Sängers Vaterland? —
Die Knechte will es niederschlagen,
Den Bluthund aus den Grenzen jagen,
Und frei die freien Söhne tragen,
Oder frei sie betten unterm Sand.
Das will mein Vaterland!

Und hofft des Sängers Vaterland? —
Es hofft auf die gerechte Sache,
Hofft, daß sein treues Volk erwache,
Hofft auf des großen Gottes Rache,
Und hat den Rächer nicht verkannt.
Drauf hofft mein Vaterland!

Endlich, endlich kam der Tag der Rache, der Befreiung! Da rief der König die freiwilligen Jäger auf und de la Motte-Fouqué sang ihnen das Kriegslied

Frisch auf zum fröhlichen Jagen,
Es ist nun an der Zeit;
Es fängt nun an zu tagen;
Der Kampf ist nicht mehr weit.

Rückert eröffnete seine Sängerlaufbahn mit den „Deutschen Gedichten“, unter denen jene „Geharnischten Sonette“ voranstehn, die mit Feuerworten zum Kampfe manen und dem Schmerz Germanias über die knechtische deutsche Gefolgschaft Napoleons treffenden Ausdruck verleihen.

Nicht schelt ich sie, die mit dem fremden Degen
Zerfleischen meines Busens Eingeweide;
Denn Feinde sind's, geschaffen uns zum Leide;
Wenn sie uns tödten, wissen sie weswegen.

Allein was sucht denn ihr auf diesen Wegen?
Was hofft denn ihr für glänzend Ruhmgeschmeide,
Ihr Zwitterfeinde, die ihr eure Schneide
Statt für das Vaterland sie hebt dagegen!

Ihr Franken und ihr Bayern und ihr Schwaben!
Ihr Fremdlingen verdungene zu Knechten!
Was wollt ihr Lohn für eure Knechtheit haben?

Eur Adler kann vielleicht noch Ruhm erfechten;
Doch sicher ihr, sein Raubgefolg, ihr Raben,
Erfechtet Schmach bei kommenden Geschlechten.*)

---

*) Die Süddeutschen entschuldigten ihre Gemeinsamkeit mit den Franzosen gelegentlich durch die gemeinsame Abstammung beider Völker von den Kelten. Sie stützten sich dabei u. A. auf Pallhausen: Garibald. Der erste König Bojariens. (1810.)

Dann aber ruft er Friedrichs Geist aus seinem Grabe:

> Wer weckt mich heut und will mir Rach' erstreiten?!
> Ich sehe Helden, daß mich's will gemahnen,
> Als säh' ich meine alten Zieten reiten.
>
> Auf meine Preußen, unter ihre Fahnen!
> In Wetternacht will ich voran euch schreiten,
> Und ihr sollt größer sein als eure Ahnen!

Mächtiger noch als solche künstlichen Reime erscholl Arndts stolzer Heldengesang:

> Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
> Der wollte keine Knechte;
> Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
> Dem Mann in seine Rechte.

Oder das ‚Lied vom festen Mann' oder das ‚vor der Schlacht':

> Frisch auf ihr deutschen Scharen!
> Frisch auf zum heil'gen Krieg!
> Gott wird sich offenbaren
> Im Tode und im Sieg.

Treulich hat die deutsche Dichtung den Gang der Freiheitskriege begleitet. Den Aufbruch schildern Rückert ‚O wie ruft die Trommel so laut' und Schenkendorf ‚Erhebt euch von der Erde, ihr Schläfer aus der Ruh!' Scharnhorst, den ‚Waffenschmied der deutschen Freiheit', preist Arndts Lied, und mit Recht singt Rückert: „Der Geist, der die Preußen hat angerührt, der hats vollführt!"

Niemand griff doch den Deutschen tiefer ans Herz als Körner, der Sänger von „Leyer und Schwert", dessen Lieder auf den Flügeln von Karl Maria von Webers Melodien noch heut auf aller Lippen sind. — „Frisch auf mein Volk, die Flammenzeichen rauchen!" Und

Das Volk steht auf, der Sturm bricht los;
Wer legt noch die Hände feig in den Schoß?
Pfui über dich Buben hinter dem Ofen
Unter den Schranzen und unter den Zofen!
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht:
Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht;
Ein deutsches Lied erfreut dich nicht
Und deutscher Wein erquickt dich nicht!
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg schwingen kann!

Stolz schwang Körner sich selbst, ein rüstiger Reiter, aufs Roß und sang uns „Lützows wilde Jagd"; tief fühlte er jeden Pulsschlag jener gewaltigen Tage dichtend und kämpfend mit.

Hinter uns im Traum der Nächte
Liegt die Schande, liegt die Schmach,
Liegt der Frevel fremder Knechte
Der die deutsche Eiche brach.
Unsre Sprache ward geschändet,
Unsre Tempel stürzten ein;
Unsre Ehre ist verpfändet:
Deutsche Brüder löst sie ein!

Und wie er so auch Arndt. Herrlich ist sein Lied „Auf Scharnhorsts Tod" „In dem wilden Kriegestanze

brach die schönste Heldenlanze, Preußen euer General!“ Als dann, trotz des ruhmvollen Tages von Groß-Görschen, der Rückzug über die Elbe angetreten wird — wie männlich tröstet da Körner, und noch ergreifender tut er das nach Abschluß des Waffenstillstandes:

Herz laß dich nicht zerspalten
Durch Feindes List und Spott;
Gott wird es wohl verwalten;
Er ist der Freiheit Gott!

Wie atmen alle Herzen auf, als die Schwerter wieder aus der Scheide faren; welche Kampfesfreudigkeit, zugleich aber auch welche Frömmigkeit in Körners Kriegsgebeten!

Hör uns Allmächtiger!
Hör uns Allgütiger!
Himmlischer Führer der Schlachten.
Vater, dich preisen wir!
Vater, wir danken dir,
Daß wir zur Freiheit erwachten.

Oder das andere:

Vater, ich rufe dich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze;
Sprühend umzucken mich rasselnde Blitze;
Lenker der Schlachten, ich rufe dich;
Gott dir ergeb ich mich!

Wenige Stunden bevor er in diesem Sinne seine Sele zum letztenmale Gott befal, jauchzte er noch seiner eisernen Braut das „Schwertlied“ zu, und wenn er dann

auch fiel, one den Tag des allgemeinen Sieges zu erleben: das Vaterland hat seinen Wunsch erfüllt:

Doch stehst du einst, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
In deiner Vorzeit heilgem Siegerglanz —
Vergiß die treuen Todten nicht und schmücke
Auch unsre Urne mit dem Eichenkranz.

Reimlustig verfolgt Rückert in seinen 'Spott- und Ehrenliedern' die Fortschritte der Verbündeten. Fröhlich jubelt er nach den Erfolgen Bülows und Tauenziens:

Ei, ei!
Ney, Ney!
Ei Ney! was hast du verloren?
Die gute Schlacht von Dennewitz,
Durch unsern und Gottes Blitz,
Der mit uns war verschworen,
Hast du, hast du verloren!

Und nach der Schlacht an der Katzbach ruft er in Hinblick auf Roßbach den Franzosen zu:

Nehmt euch in Acht vor den Bächen,
Die da von Thieren sprechen.

Nach Leipzig jubelt er auf:

Kann denn kein Lied
Krachen mit Macht,
So laut wie die Schlacht
Hat gekracht auf Leipzigs Gebiet?

Graf Christian zu Stolberg sang seine schöne Ode:

Nun kränze deine Locken, Germania;
Dein Haupt erhebe hoch und dein Aug umher,
Dein großes blaues Auge! Welch ein
Morgen verscheuchte die Nacht des Drangsals!

Arndt aber schmetterte das köstliche Lied auf Blücher:

Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!
Es reitet der Feldmarschall in fliegendem Saus;
Er reitet so freudig sein muthiges Pferd;
Er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwert!
Juchheirassassa, und die Preußen sind da;
Die Preußen sind lustig; sie rufen Hurrah! . . .

Drum blaset, ihr Trompeten! Husaren heraus!
Du reite, Herr Feldmarschall, wie Sturmwind im Saus!
Dem Siege entgegen, zum Rhein und übern Rhein!
Du alter tapfrer Degen! in Frankreich hinein!
Juchheirassassa! und die Deutschen sind da,
Und die Deutschen sind lustig; sie rufen Hurrah!

Ja, nun ging es wirklich einmal wieder nach Frankreich hinein! Am 1. Januar überschritt Blücher den Rhein; am 1. Februar schlug er Napoleon bei La Rothiere. Es war zum erstenmale, daß Bonaparte auf französischem Boden besiegt ward; es war überhaupt seit den Tagen der sächsischen Kaiser, seit mer als 7 Jarhunderten, das erste Mal, daß Frankreich auf altfranzösischem Boden gegen deutsche Krieger eine offene Feldschlacht verlor! Welch ein Zeichen der Zeit! Und dennoch Kleinmut und Befangenheit im Hauptquartiere der Verbündeten! Mit weit vorgestreckter

Hand bieten sie auf dem Kongreß von Châtillon den Franzosen die Grenzen von 1792 an. Damals gab Friedrich August v. Stägemann der Entrüstung der Deutschen treffenden Ausdruck:

> Nicht euer Arm, ihr Fürsten! erniedrigte
> Napoleons Hochmuth. Welcher des Weltgerichts
> Wagschaale senkt und hebt, verlieh euch
> Heiliges strafendes Amt, und wehe,
>
> Wenn ihr es mißkennt, wer die Beresina
> Mit Untergangsentsetzen bewaffnete,
> Wer euren Feldherrn jüngst von Wachaus
> Hügel erscholl wie mit Donnern Horebs!

Die Verhandlungen gaben Napoleon Zeit und Mittel, geniale Fechterschläge auszuteilen, die ihm auf einen Augenblick Freiheit des Handelns, mit ihr aber auch den vollen Cäsarenhochmut wiedergaben. Da endlich schließen sich die Verbündeten fester zusammen; Grolman vermittelt zwischen den preußischen Fürern und dem Zaren; mit stolzer Entschiedenheit beginnt Blücher den Vormarsch auf Paris und Stägemann jauchzt:

> Jetzt Gold von Hochheim, fülle die Becher; jetzt
> Trompeten, dreimal schallet ein schmetternd Hoch!
> Wenn ‚heil der Krone'! wenn ‚dem König
> Heil'! von begeisterten Lippen ausströmt!

Und diese Stimmung blieb, was ser merkwürdig und gar nicht so ganz selbstverständlich ist, dieselbe, auch als nach dem ersten Pariser Frieden Napoleon

zurückgekert war; sie blieb in gleicher Lauterkeit und gleicher Innigkeit bestehn. Als Blücher 1815 zu Achen weilte, sang man ihm zu:

Vier Götterkräfte sinds,
Die mit vereinten Mächten
Für Deutschlands Ruh und Glück,
Für Preußens Ehre fechten:
Des großen Friedrichs Geist —
Luisens letzter Segen —
Des Volkes goldne Treu —
Und Blüchers Ehrendegen!

Welcher Deutsche von diesen Götterkräften nicht berührt worden war, der hatte wol Ursache, darüber zu klagen. Und so gesteht denn auch Goethe-Epimenides:

Doch schäm ich mich der Ruhestunden.
Mit euch zu leiden, war Gewinn;
Denn für den Schmerz, den ihr empfunden,
Seid ihr auch größer als ich bin.

Welch ein Wort im Munde des großen Mannes, von dem Jak. Grimm mit Recht sagt, er habe so gesungen, „daß ohne ihn wir uns nicht einmal recht als Deutsche fühlen könnten“.

Vergleicht man die heilige Leidenschaft, die Fülle, Mannigfaltigkeit, Reife und Pracht der vaterländischen Dichtung der Befreiungskriege mit allem, was die ältere Zeit änliches hervorgebracht, so ergibt sich offenbar ein ungeheuerer Fortschritt. Die Deutschen hatten das Selbstbewußtsein wiedergewonnen; sie hatten wieder

Freude an ihrem Volkstum, und wenn sie auch um die Erfolge ihres blutigen Ringens damals betrogen wurden, wenn weder Elsaß-Lothringen zurückgewonnen noch das Reich neu aufgerichtet wurde — beide Ziele standen seit den Befreiungskriegen so deutlich, so bestimmt vor dem Auge der wiedererwachten Nation, daß es nur eine Frage der Zeit war: wann und wie sie erreicht werden würden. Und diese Zeit lag — weltgeschichtlich genommen — nicht fern. — Vorahnend sang sie Max von Schenkendorf:

Es klingt ein heller Klang,
Ein schönes deutsches Wort
In jedem Hochgesang
Der deutschen Männer fort:
Ein alter König, hochgeboren,
Dem jedes deutsche Herz geschworen,
Wie oft sein Name wiederkehrt,
Man hat ihn nie genug gehört.

Das ist der heilge Rhein,
Ein Herrscher, reich begabt,
Deß Name schon wie Wein
Die treue Seele labt;
Es regen sich in allen Herzen
Viel vaterländsche Lust und Schmerzen,
Wenn man das hohe Lied beginnt
Vom Rhein, dem hohen Felsenkind.

Sie hatten ihm geraubt
Der alten Würden Glanz,
Von seinem Königshaupt
Den grünen Rebenkranz.

In Fesseln lag der Held geschlagen;
Sein Zürnen und sein stolzes Klagen,
Wir habens manche Nacht belauscht
Von Geisterschauern hehr umrauscht. . . .

Erfüllt ist nun das Wort!
Der König ist nun frei!
Der Nibelungenhort
Ersteht und glänzet neu.
Jetzt gilts, die alten deutschen Ehren
Am Rheine wieder neu bewähren;
Der Väter Zucht und Muth und Ruhm,
Das heilge deutsche Kaiserthum.

Wir huldgen unserm Herrn;
Wir trinken seinen Wein;
Die Freiheit sei der Stern;
Die Losung sei der Rhein!
Wir wollen ihm aufs neue schwören;
Wir müssen ihm, er uns gehören.
Vom Felsen kommt er frei und hehr
Er fließe frei in Gottes Meer.

Der Friede, den die Verbündeten 1815 mit dem geschlagenen Frankreich schlossen, erregte den tiefsten Unwillen der deutschen Nation, vor allem den Zorn der preußischen Fürer. Das Gesuch, welches Blücher aus dem von ihm eroberten Paris an seinen König richtete: „Ich bitte allerunterTänigst, die Diplomaten dahin anzuweisen, daß sie nicht wieder das verlieren, was der Soldat mit seinem Blut errungen hat," wurde leider nicht erfüllt. An den preußischen Statsmännern,

an Hardenberg, Humboldt, Gneisenau, Grolman lag das nicht, wol aber an denen Österreichs, Rußlands und Englands. Um keinen Preis wollte Österreich ein wirklich einheitliches Deutschland; denn es fülte ser wol, daß dessen tatsächliche Fürung, aller dem Kaiserhause etwa vorbehaltenen Ehrenrechte ungeachtet, doch den Preußen zufallen würde, die im Befreiungskriege von Anfang bis zu Ende allen Deutschen vorangegangen waren. Den Russen aber wie den Briten war ein starkes, gegen Frankreich wol gesichertes Deutschland durchaus unbequem; nur wenn es schwach und ungeharnischt blieb, wenn es von der Newa und der Themse her bevormundet werden konnte, schien man es im Zaum halten zu können. Denn Deutschland, zumal Preußen, galten dem Zaren als gefärliche Heißsporne, den Engländern aber als höchlich zu fürchtende Wettbewerber auf den Gebieten der Industrie und des Handels. So blieben die beiden heißesten und heiligsten Wünsche der Nation unerfüllt: die Wiederherstellung des Reiches und die Wiedereinverleibung des Elsaß. Grollend sang Max von Schenkendorf:

Es haben wohl gerungen
Die Helden dieser Frist,
Und nun der Sieg gelungen
Übt Satan neue List.
Doch wie sich auch gestalten
Im Leben mag die Zeit:
Du sollst mir nicht veralten
O Traum der Herrlichkeit.

Ihr Sterne seid mir Zeugen,
Die ruhig niederschaun;
Wenn alle Brüder schweigen
Und falschen Götzen traun —
Ich will mein Wort nicht brechen
Und Buben werden gleich,
Will predigen und sprechen
Von Kaiser und von Reich!

Wir Nachgeborenen sehen die Dinge jetzt unter einem anderen Gesichtspunkte an. Bei Wiederaufname des Kaisertums kam 1815 lediglich das Haus Habsburg in Frage. Trat dies an die Spitze des Reiches, so war es unvermeidlich, daß Deutschland in die Politik eines States verwickelt wurde, dessen Untertanen nur zu einem Viertel Deutsche waren, ein ungesundes Verhältnis. Damals aber wirkte noch immer der Gedanke des römischen Kaisertums deutscher Nation nach; die Lombarden, Slovenen, Czechen und Magyaren erschienen als subgermanische Völker, deren Beherrschung dem Kaiser als solchem zufiel, und der unermüdliche Herold des Kaisertums, der schneidige Ostpreuße Max von Schenkendorf, ging am Ende so weit, daß er dazu riet, den widerwilligen Österreicher zu zwingen, sein Haupt mit der Krone Kaiser Karls zu schmücken.

O sei denn endlich weiser,
Du Herde ohne Hirt
Und wähle schnell den Kaiser
Und zwing' ihn, daß ers wird!

Eine solche Hartnäckigkeit wird indes verständlich, wenn man sich erinnert, daß die Aufhebung des alten Reiches allerdings gar nicht zu Recht bestand. Nachdem im Juli 1806 der Rheinbund geschlossen worden war, dessen erste Vertragssatzung dahin lautete, daß die Staten der Teilnemer, „seront séparés à perpétuité du territoire de l'empire,“ da hatte Kaiser Franz nicht die Reichsacht über die Empörer ausgesprochen, sondern er hatte eigenmächtig die Krone Deutschlands niedergelegt. Eigenmächtig und unberechtigt! Denn er hatte sein Kaiseramt nicht geerbt, verdankte es vielmer der Wal der Kurfürsten und brauchte es nun, um just das Gegenteil dessen zu tun, was doch der erste Zweck seiner Einsetzung war und was die Reichsverfassung, was sein Eid ihm geboten: Erhaltung des Reiches! Er brach das Reichsrecht, das Recht der Kurfürsten und das Anrecht des Reiches auf die österreichischen Länder. Eine persönliche Abdankung, wie die Karls V., wäre verfassungsmäßig gewesen; eine Abdankung jedoch, deren Form dahin ging, die Wal eines Nachfolgers im Reiche auf alle Zeiten zu verhindern, das war ein Statsstreich. — Das alte Reich war indes damit doch in der Tat erloschen, und kein noch so stürmisches Begeren hatte die Macht, es wieder zu beleben.

Die Sensucht aber flüchtete zur Sage; indem sie sich mit dieser verschwisterte, blieb sie lebendig in der Dichtung, und da schloß sie sich plötzlich wieder an die uralte Sage von dem bergentrückten Kaiser an, von

der es in der Litteratur seit dem 16. Jarhundert ganz still geworden, die aber in der Erinnerung des Volkes niemals erloschen war. Ein Volksbuch vom Jare 1519 hatte die Sage mit der größten Bestimmtheit von Friedrich II. auf seinen Großvater, den Rotbart, übertragen, und allmählich verlor sie im Munde des Volkes ihren mit den ‚letzten Dingen' zusammenhangenden Charakter; sie wurde rein national. Der dürre Baum im Haine Mamre wurde zum Birnbaum auf dem Walserfelde, d. h. auf dem Wal-felde, dem Gefilde der welterneuenden Riesenschlacht; die runenkundigen Raben Wodans umflogen den ‚holen Fels' und brachten dem schlummernden Herrscher die Kunde von der Außenwelt: in langen Felsenställen standen die schlafenden Rosse der Einherier, und all die Unterirdischen senten sich dem Tag entgegen, da es gelten werde, sich in den Sattel zu schwingen, um für des Deutschen Reiches Ruhm und Herrlichkeit den letzten alles entscheidenden Kampf glorreich auszufechten. — In dieser Gestalt hat Friedrich Rückert 1817 die Sage festgehalten.

Der alte Barbarosse,
Der Kaiser Friederich,
Jn unterirdschem Schlosse
Hält er verzaubert sich;
Er ist niemals gestorben;
Er lebt darin noch jetzt;
Er hat im Schloß verborgen
Zum Schlaf sich hingesetzt.
Er hat hinabgenommen

Des Reiches Herrlichkeit
Und wird einst wiederkommen
Mit ihr zu seiner Zeit . . .
Sein Bart ist nicht von Flachse;
Er ist von Feuersgluth,
Ist durch den Tisch gewachsen,
Worauf sein Kinn ausruht . . .
Er spricht im Schlaf zum Knaben:
„Geh hin vors Schloß, o Zwerg,
Und sieh, ob noch die Raben
Her fliegen um den Berg!
Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch schlafen
Verzaubert hundert Jahr.“

Wie der Kaisertraum sich aus der rauhen Wirklichkeit in die geheimnisvolle Dämmerung uralter Volksmärchen flüchten mußte, so scheiterte auch das so tief berechtigte Streben, Elsaß wieder mit Deutschland zu verbinden und diesem dadurch die starke Vogesengrenze zurückzugeben. Dies Streben war allerdings ein Zeichen mächtig gewachsenen Selbstbewußtseins. In den Tagen Heinrichs von Kleist wäre es noch unerhört gewesen; fordert der küne Dichter selbst doch in einem seiner gewaltigsten Lieder nur die Rheingrenze: Indem er zur wilden Franzosenjagd aufruft, singt er:

Alle Triften, alle Stätten,
Färbt mit ihren Knochen weiß;
Welchen Rab und Fuchs verschmähten,
Gebet ihn den Fischen preis!

Dämmt den Rhein mit ihren Leichen,
Laßt, gestäuft von ihrem Bein,
Schäumend um die Pfalz ihn weichen
Und ihn dann die Grenze sein.

Jetzt aber hatte E. M. Arndt sein Losungswort ausgegeben: „Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze!“ Görres hatte den Rhein „Deutschlands hochschlagende Pulsader“ genannt, und so rief denn schon 1813 ein namenloser Dichter in Hinblick auf Blücher:

Dem setze nicht weissagend Lied,
ein Ziel am Rheines Rand!
Er spornt sein Roß. Auch jenseit blüht
das teutsche Vaterland
So lange Frankreichs Boden heißt
wo noch ein teutscher Keim,
Noch teutsche Zung und teutscher Geist
und teutscher Wein daheim:
So lange sei das Schwert gezückt
von jedem teutschen Mann.
So knüpft, was arge Zeit zerstückt
die neue freudig an.

Nun fiel ja freilich der Niederrhein, wenigstens bis zur holländischen Grenze an Deutschland zurück, und man tröstete sich, daß doch auch die Holländer Deutsche seien; der gleiche Trostgrund galt hinsichtlich der Eidgenossen für den schweizerischen Oberrhein; aber die Rheinebene zu Füßen des Wasgaugebirges blieb bei Frankreich. Der Schmerz um diesen Verlust ward tief

empfunden. In ‚des heimkerenden Kriegers Schmachlied' gab ihm Rückert Ausdruck.

... Der Feind ist nicht gedämpft und nicht
Das Vaterland versöhnt;
Es zürnt, und er ins Angesicht,
O seht, wie er euch höhnt! ...

„Um ihn zu schonen soll durchs Land
Eilfertig ziehn das Heer!
Wenn es zur Grenze kommt, hälts Stand
Und zieht dann langsamer!“

O Schmach, und durch die Dörfer muß
Geschlossen ziehn der Zug;
Wenn einer fehlt, nie fehlt der Schluß,
Daß ihn ein Bau'r erschlug.

Wird unser Siegszug denn zur Flucht?
Ganz Frankreich höhnt uns nach!
Und Elsaß, du entdeutschte Zucht,
Höhnst auch; o letzte Schmach! ...

Ja, das war freilich ein herber Kummer, als man erkannte, wie verwälscht der Gesinnung nach schon Elsaß war, und doch gab es auch da noch Herzen, die deutsch empfanden und voll Liebe und Sehnsucht hinüber grüßten vom Wasgau zum Schwarzwald. Diese Gesinnung spiegelt sich besonders innig und schön in des Straßburgers August Stöber Gedicht ‚Das Münster in der Sternennacht'.

Am Tage stehst du still und wie verdrossen,
Die junge Welt dir um die Füße schwärmt;
Nur wenn vom Sternenlicht du ganz umflossen,
Verkündst du, was Jahrhunderte dich härmt.

Dann ist dein Scheitel wundersam umschimmert;
Dann stehst du, wie ein Seher, eingetaucht
In alter Zeiten Pracht, und, so umflimmert,
Hast du dein Klaglied in die Luft gehaucht.

Dann wirds auch hell dort über deinem Rheine:
Im fernen Süden ist der Nacht entglüht
Das Freiburgmünster, das im Silberscheine
Dem einzgen Freunde — dir entgegenglüht.

Ihr haltet Zwiesprach dann; ihr tauscht die Klagen
Des Heimwehs um die längst vergangne Welt;
Propheten seid ihr, seht die Wunden schlagen
Und wisset, was das Heil gebunden hält.

Vom Münster sang damals auch Schenkendorf:

In Straßburg steht ein hoher Thurm,
Der steht viel hundert Jahr;
Es weht um ihn so mancher Sturm;
Er bleibet fest und klar . . .

So war auch einst das deutsche Reich,
So war der deutsche Mann:
Auf starkem Grund, im Herzen reich,
Das Haupt zu Gott hinan! . . .

Und ob wir wieder heimwärts gehn —
Wir wenden unsren Blick
Und schauen nach des Wasgaus Höhn
Und nach dem Thurm zurück.

Auf den Lippen des deutschen Volkes aber erwachte wieder das alte schwermütige Soldatenlied „O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt!“ und summte leise fort, leise, doch nachhaltig, nie vergessen,

und wie im Halbschlummer blieb sich die Nation des stillen, aber festen Willens bewußt, den verlorenen Son dereinst wieder heimzufüren ins Vaterhaus. Diesen Willen, diese zuversichtliche Hoffnung hat Rückert seiner „Straßburger Tanne' als Prophezeiung in den Mund gelegt. Zu gewaltiger Größe im Bergforst erwachsen, hatte sie noch die schönen Zeiten von Kaiser und Reich erlebt und 1814 hoffnungsfreudig die deutschen Fanen wieder über den Rhein herüber kommen sehen.

Da schüttelten die Winde
Mein altes Haupt im Sturm;
Vor Schreck entsank der Rinde,
Der sie genagt, der Wurm:
Nun werden deutsch die Gauen
Vom Wasgau bis zur Pfalz,
Und wieder wird man bauen
Hier eine Kaiserpfalz.

Doch als das große Wetter
Eilfertig, ohne Spur,
Wie Windeshauch durch Blätter
An mir vorüberfuhr —
Mein Wipfel ist geborsten;
Es wird nicht mehr der Aar
In diesen Forsten horsten,
Der meine Hoffnung war.

Lebt Adler wohl und Falken!
Ich fall in Schmach und Graus
Und gebe keinen Balken
Zu einem deutschen Haus.

Man wird hinab mich schleppen,
Und drunten aus mir nur
Versehn mit neuen Treppen
Mairie und Präfektur.

Doch, jüngre Waldgeschwister,
Ihr hauchet, frisch belaubt,
Theilnehmendes Geflüster
Um mein erstorbnes Haupt.
Euch alle, sterbend, weih ich,
Zu schönrer Zukunft ein,
Und also prophezeih' ich,
Wie fern die Zeit mag sein:

Einst einer von euch allen,
Wenn er, so altergrau
Wird, wie ich falle, fallen,
Gibt Stoff zu andrem Bau;
Da wohnen wird und wachen
Ein Fürst auf deutscher Flur;
Dann wird mein Holz noch krachen
Im Bau der Präfektur.

Wolgeweissagt hat die Tanne; sechzig Jare später erhob sich zu Straßburg ein Palast des deutschen Kaisers!

Darf man sich wundern, wenn unter so schweren Schlägen, wie sie nach den Befreiungskriegen die Hoffnungen der Deutschen getroffen hatten, das Volk in schmerzliche Trauer versank, wenn es seine Fürer, die auf dem großen Kongresse zu Wien nichts Besseres zu Stande gebracht, mit Bedauern, ja mit Spott betrachtete!? Wieder war es Rückert, der für diese Empfindung Worte fand in seinem Liede von dem ‚Herrn Kongreß'.

Was hat Herr Kongreß in Wien gethan?
Er hat sich hingepflanzt
Und hat nach einem schönen Plan,
Anstatt zu gehn, getanzt.
Frau Deutschheit war die Tänzerin,
Umtanzen mußte sie her und hin;
Was war ihr Gewinn?
Im Schwung französischer Tänze
Verlor sie vom Haupte die Kränze . . .

Was hat Herr Kongreß in Wien gethan?
Er war ein tapfrer Held;
Er hat mit Roß und Speer und Fahn
Ein deutsch Turnier angestellt.
Frau Deutschheit das deutsche Turnier gefiel,
Die alte Sitt im neuen Spiel;
Was war das Ziel?
Die Lanz, ihr zu Ehren gebrochen,
Hat ihr ein Aug ausgestochen . . .

Und als Herr Kongreß nun müde ward
Von all dem Saus und Braus,
Tanz, Karoussel und Schlittenfarth
Und Turnier, da turnirt er nach Haus.
Frau Deutschland, und wenn dus zufrieden bist,
So lad ich dich ein auf andere Frist,
Wenn Zeit dazu ist;
Zu Frankfurt an dem Maine,
Da warte, bis ich erscheine.

Du sollst mich als deutschen Bundestag
Maskirt auftreten sehn;
Wir wollen, wenns Gott gefallen mag,
Uns wieder im Kreise drehn.

Frau Deutschheit erhalte mir deine Huld
Und falle mir nicht in Ungeduld!
Die Zeit ist schuld,
Daß alles mit Schaugepränge
So geht in die Breite und Länge.

Am 1. Oktober 1816 wurde der Bundestag eröffnet. Die Nation brachte ihm geringes Vertrauen entgegen; wie Rückert sah sie in ihm nur einen maskirten Kongreß, d. h. eine wesentlich vom Auslande beeinflußte Versammlung. Einen halben Monat nach seiner ersten Sitzung, am dritten Jarestage der Leipziger Schlacht, sang Uhland voll verhaltenen Zornes und verhaltener Wehmut sein ergreifendes Lied:

Wenn heut ein Geist herniederstiege
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Ein solcher, der im heilgen Kriege
Gefallen auf dem Siegesfeld,
Der sänge wohl auf deutscher Erde
Ein scharfes Lied wie Schwertesstreich,
Nicht so wie ich es singen werde —
Nein himmelskräftig, donnergleich:

„Man sprach einmal vom Festgeläute,
Man sprach von einem Feuermeer;
Doch was das große Fest bedeute,
Weiß es denn jetzt noch irgend wer?
Wol müssen Geister niedersteigen,
Von heilgem Eifer aufgeregt,
Und ihre Wundenmale zeigen,
Daß ihr darein die Finger legt!"

Auch Goethe schüttelte besorgt den Kopf:

Die Deutschen sind recht gute Leut;
Sind sie einzeln, sie bringens weit.
Nun sind ihnen auch die größten Thaten
Zum erstenmal im Ganzen gerathen.
Ein Jeder spreche Amen darein,
Daß es nicht möge das letzte Mal sein!

Es sah wirklich beinahe so aus. Die Zusammensetzung des deutschen Bundes war doch gar zu buntscheckig und der Mangel an Folgerichtigkeit allzu augenfällig. Auf dem Reichsdeputationshauptschlusse zu Anfang des Jarhunderts hatte man rücksichtslos mit der Selbstherrlichkeit vieler Reichsstädte und eines großen Teils des hohen Adels aufgeräumt: jetzt hatte man plötzlich vor dem Rest ehrerbietig Halt gemacht und die ‚Souverainetät' von einem viertelhundert Zwergstaten feierlich anerkannt. Da seufzte Goethe:

Verschon uns Herr mit deinem Grimme!
Zaunkönige gewinnen Stimme.

Bald regten sich auch wieder, wie herkömmlich, Stammesneid und Stammesstreit. War es doch kaum ein Menschenalter her, daß man ernsthaft über den ‚Nationalhaß' der Baiern gegen die Oberpfälzer geschrieben hatte*) — wie sollte man sich nun so one Weiteres friedlich im deutschen Bunde vereinigen!? Der Altmeister kannte seine Leute:

Die Deutschen sind ein gut Geschlecht.
Ein Jeder sagt: „Will nur, was recht;

*) Flugschrift von 1784.

Recht aber soll vorzüglich heißen,
Was ich und meine Gevattern preisen;
Das Übrige ist ein weitläufig Ding,
Das schätz ich lieber gleich gering."

Goethe riet ihnen wolmeinend, sich zu vertragen:

Stämme wollen gegen Stämme pochen;
Kann doch einer was der andre kann.
Steckt doch Mark in jedem Knochen,
Und in jedem Hemde steckt ein Mann.

So gelassen vermochte die Jugend den Schiffbruch ihrer stolzen politischen Ideale nicht hinzunemen. Fichtes ‚Reden an die deutsche Nation', Jahns ‚Volksthum' hatten ungeheure Gedankenreihen angeregt, deren Wellen sich sobald nicht legen mochten. Die deutschen Regierungen, welche die Schuld an dem Fehlschlage der Hoffnungen des Volkes doch tatsächlich nur zum kleinen Teile trugen und meist selbst arg enttäuscht waren, sahen sich einer gärenden Unzufriedenheit gegenüber, der sie mit argwöhnischem Blicke folgten. Überall wänten sie auf geheimnisvolle Verbindungen zu stoßen, Ausartungen des alten Tugendbundes, und schon 1816 fand Uhland sich veranlaßt, sein Sonett gegen ‚die Bundschmecker' zu schreiben.

Die ihr mit scharfen Nasen ausgewittert
Viel höchst gefährliche, geheime Bünde,
Vergönnt mir, daß ich einen auch verkünde,
Vor dem ihr wohl bis heute nicht gezittert!
Ich kenne, was das Leben euch verbittert,

Die arge Pest, die weitvererbte Sünde:
Die Sehnsucht, daß ein Deutschland sich begründe,
Gesetzlich frei, volkskräftig, unzersplittert.

Doch andres weiß ich, und vernehmt ihrs gerne,
So will ich einen mächtgen Bund verrathen,
Der sich in stillen Nächten angesponnen:
Es ist der große Bund zahlloser Sterne,
Und, wie mir Späher jüngst zu wissen thaten,
So steckt dahinter selbst das Licht der Sonnen.

Ein gutes deutsches Sprüchwort sagt: „Man soll den Teufel nicht an die Wand malen"! Das hatte man getan, und eh' mans dachte, stellte er sich wirklich ein. Es war ein Feler gewesen, der schmerzlichen Sensucht der Jugend mistrauisch zu begegnen; es war ein größerer Feler der schlecht beratenen Jugend, dies Mistrauen zu rechtfertigen. Ich spreche nicht von dem geschmacklosen Nachspiele des Wartburgfestes; aber es ist eine Tatsache, daß der Mordversuch auf den Statsrat Ibell in Nassau und der Mord Kotzebues im März 1819 auf weitverbreitete Einflüsse von Fanatikern zurückzufüren sind, die, wie Karl Follen, der Meinung waren, daß nur noch die Gewalttat fromme. Der Rückschlag konnte nicht ausbleiben; auch die Regierungen gingen nun mit Gewalt vor und schossen dabei zuweilen über das Ziel hinaus. Einer der ersten Schläge traf die Burschenschaft in Jena, in deren Versammlungen neben mancher selbstgefälligen Torheit doch vor allem der Gedanke der Einheit aller Deutschen mit inbrünstiger Liebe gepflegt worden war und auch nach Auflösung der

7*

Burschenschaft in aller Stille weiter gehegt wurde. Wol mochte da eines ihrer unschuldigen Mitglieder, Frhrr. August von Binzer voranend singen:

Wir hatten gebauet
Ein stattliches Haus
Und drin auf Gott vertrauet
Trotz Wetter, Sturm und Graus . . .

Was Gott in uns legte,
Die Welt hats veracht';
Die Einigkeit erregte
Bei Guten selbst Verdacht . . .

Die Form ist zerbrochen
Von Außen herein;
Doch was man drin gerochen
Ist eitel Dunst und Schein.

Das Band ist zerschnitten,
War schwarz, roth und gold,
Und Gott hat es gelitten;
Wer weiß, was er gewollt!

Das Haus mag zerfallen.
Was hats denn für Noth!
Der Geist lebt in uns allen,
Und unsre Burg ist Gott!

War nun das ersente, große, einige deutsche Vaterland zum Traum geworden, so bekannte man sich desto eifriger, aber doch auch gleichsam wie im Traume, zu jenem idealen Vaterlande, das Ernst Moritz Arndts Lied dem Volke wie eine Fata Morgana in der Wüste vorspiegelte.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ists Preußenland? Ists Schwabenland?
Ists, wo am Rhein die Rebe blüht?
Ists, wo am Belt die Möwe zieht?
O nein, o nein, o nein!
Sein Vaterland muß größer sein! . .

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Gewiß ist es das Österreich
An Ehren und an Siegen reich?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

. . . So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt:
Das soll es sein!
Das, wackrer Deutscher, nenne Dein!

Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Eide schwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt
Und Liebe warm im Herzen sitzt . . .

Das ganze Deutschland soll es sein,
O Gott vom Himmel sieh darein!
Und gib uns rechten deutschen Muth,
Daß wir es lieben treu und gut.
Das soll es sein, das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!

Wie unendlich oft und mit welcher Inbrunst ist nicht dies Lied gesungen worden! „Ist doch ein wunderbares Lied!“ ruft Wilhelm Jordan „Wie das die Seele mächtig rüttelt, das deutsche Herz zu deutschen

Herzen zieht und im Gefül die Einheit schon vermittelt.“ *) — Aber dennoch hat Scherenberg Recht, wenn er bemerkt:

„Was ist des Deutschen Vaterland“? so sangen
Sonst deutsche Dichter. O der Ironie!
Die Dichter schufen eins. Die Lieder klangen
Wenn sie durch vierzig deutsche Grenzen drangen —
Mein Deutschland — du bliebst Poesie!

Innerhalb der Burschenschaft bildete sich i. J. 1821 ein enger Geheimbund, der die Einheit Deutschlands durch Umsturz der bestehenden Regierungen ermöglichen wollte.

Ein Deutschland nur, nicht dreissig deutsche Länder,
Ein einzig Band statt all der bunten Bänder!

Dieser Geheimbund der Jünglinge wurde mit Härte unterdrückt, und allerdings erschienen seine Bestrebungen um so gefärlicher je unklarer sie blieben; einig waren seine Teilnemer ja nur in so weit, als es sich um die Vernichtung des Bestehenden handelte. Wie das Deutschland der Zukunft beschaffen sein, mit welchen Mitteln es sich durchsetzen und erhalten sollte, darüber gingen die Meinungen so weit als irgend möglich auseinander.

Der erste brauchbare Gedanke über die Einigung Deutschlands tritt in zweien zur Zeit der Julirevolution erschienenen Werken zu Tage: in des Hessen Schulz-Bodmer Flugschrift „Über das Eine, was Deutschland

*) Demiurgos, I 290.

nottut' und in des Schwaben Paul Pfizer ‚Briefwechsel zweier Deutschen'. Beider Darlegungen liefen darauf hinaus, sich loszulösen von Österreich und dem Preußischen State die Vorherrschaft in Deutschland zuzugestehen. Eben dasselbe sprach der Rheinländer Karl Simrock in seinem Gedicht ‚Das Scepter Karls des Großen' aus.

. . . Ich sah — o wär es Wahrheit! —
Doch sah ichs nur im Traum:
Es füllte Licht und Klarheit
Der weiten Länder Raum;
Ich sah den Siegeswagen
Vom Brandenburger Thor
Durch Land und Volk getragen,
Ein leuchtend Meteor.

Der Scharnhorst stieg hernieder
Von seinem hohen Stein,
Und Blücher führte wieder
Der deutschen Krieger Reihn.
Er sprach: Es möge sterben,
Was nicht zu leben weiß,
Und fragt ihr nach dem Erben?
Das junge Preußen seis!

Ohnmächtig bricht zusammen
Was längst vermodert war,
Und über Rauch und Flammen
Wiegt sich der schwarze Aar.
Da glänzten Freudenscheine
— Sein feurig Auge sahs —
Vom Nordmeer bis zum Maine
Vom Niemen bis zur Maas.

Ich sah ihn mächtig kreisen
Hoch über Land und Meer
Und seines Fittichs Weisen
Erklangen voll und hehr.
Ich sah — und anzustoßen
Sei männiglich entbrannt! —
Das Scepter Karls des Großen
In Friedrich Wilhelms Hand.

Einfacher und darum schöner noch hat Paul Pfizer selbst diesen Gedanken in einem Liede ausgesprochen, das sogar ins Kommersbuch übergegangen ist. „Meiner Heimat Berge dunkeln", so beginnt es, „flutend in der Wälder Grün, und gleich Heldenaugen funkeln Sterne, die darüber ziehn". Andächtig gedenkt der Dichter der Hohenstaufen, des großen Karl und des Schattens Hermanns, färt dann aber fort:

Doch die Helden sind geschieden;
Die Vergangenheit ist todt!
Seele, von des Grabes Frieden
Wende dich zum Morgenroth,
Gleich dem Aar, der einst entflogen
Staufens Nachbar und im Flug
Zollerns Ruhm bis an die Wogen
Des entlegnen Ostmeers trug.

Adler Friederichs des Großen!
Gleich der Sonne decke du
Die Verlaßnen, Heimathlosen
Mit der goldnen Schwinge zu!
Und mit mächtgem Flügelschlage
Triff die Eulen, Rab' und Weih!
Stets empor zum neuen Tage,
Sonnenauge kühn und frei!

So verständige Bestrebungen traten leider nur allzubald in den Hintergrund vor neuen widerwärtigen Ausbrüchen, wie sie zuerst beim Hambacher Maifeste und im nächsten Früling durch den kindischen, kopflosen Frankfurter Putsch alle Vernünftigen mit aufrichtiger Trauer erfüllten. — Das Mislingen der Verschwörungen und Aufstandsversuche, die über die Teilnemer verhängten Strafen, die Vorsichtsmaßregeln der Regierung und die ängstliche Wachsamkeit der Polizei verhinderten weitere Unternemungen zu gewaltsamer Änderung der statlichen Gestaltung Deutschlands und fürten einen Zustand politischer Gleichgültigkeit und Erschlaffung herbei, der den Vaterlandsgedanken eine Zeit lang aus den Augen verlieren ließ und einer in Deutschland ja stets vorhandenen weltbürgerlichen Strömung zunächst zum Siege verhalf. Ein fanatischer Demokrat wie Karl v. Rotteck schämte sich damals nicht, auszusprechen „bei einem Conflikte des constitutionellen Frankreichs mit den absolutistischen deutschen Großstaten Österreich und Preußen könne ein deutscher Liberaler nur auf jener, nicht auf dieser Seite stehn“. Ihm ging also die Partei über das Vaterland. Da dachte der vielverfolgte Herausgeber des ‚Kosmopolit‘ Joh. Georg Wirth ganz anders, der troß seiner weltbürgerlichen Gesinnung der Meinung war, „ehe er auch nur ein deutsches Dorf an Frankreich hingebe, wolle er lieber zu den absolutistischen Staten stehn“. Und diese wackere Gesinnung behielt denn doch die Oberhand.

Da war es die preußische Regierung, welche aus eigener Weisheit heraus einen gewaltigen Schritt vorwärts tat auf der Ban zur Einigung der Nation und zur Vorherrschaft der hohenzollernschen Krone. Am 1. Januar 1834 trat für eine Bevölkerung von fast 24 Millionen Deutscher und zunächst auf 12 Jare der Zollverein ins Leben. Zum erstenmale waren die einzelnen Staten durch eine wenigstens teilweis gemeinsame Gesetzgebung und durch den gemeinsamen Anteil an einer bedeutenden Einnamequelle verbunden; ein freier lebhafter Verkehr fürte seit dem Fall der Zollgrenzen von einem Bundesstate zum anderen; auch den Philister machte der Zollverein mit dem Gedanken vertraut, daß die Deutschen wol noch manches andere gemeinsam haben könnten; der Weiterblickende erkannte im Zollverein den Keim zum preußischen Kaisertum, und fröhlich sang Hoffmann von Fallersleben:

Schwefelhölzer, Fenchel, Bricken [Brettchen],
Kühe, Käse, Krapp, Papier,
Schinken, Scheren, Stiefel, Wicken,
Wolle, Seife, Garn und Bier;
Pfefferkuchen, Lumpen, Trichter,
Nüsse, Taback, Gläser, Flachs,
Leder, Salz, Schmalz, Puppen, Lichter,
Rettig, Rips, Raps, Schnaps, Lachs, Wachs!

Und ihr andern deutschen Sachen,
Tausend Dank sei euch gebracht!
Was kein Geist je konnte machen,
Ei, das habet ihr gemacht:

Denn ihr habt ein Band gewunden
Um das deutsche Vaterland,
Und die Herzen hat verbunden
Mehr als unser Bund dies Band.

Durch die bloße Wucht seines Daseins zog der Zollverein nach und nach Stat auf Stat in seinen Bereich. Vergebens sangen die Hannoveraner:

Wir wollen ihn nicht haben
Den preußischen Zollverein . . .
Wir wollen ferner brauchen
Zum Punsch den echten Rack;
Wir wollen auch ferner schmauchen
Ein gutes Blatt Taback!

Sogar zu kleinen Gebietsaustauschen gab die Fürung der Zollgrenze Veranlassung, und gut gelaunt meinte Wilhelm Wackernagel:

Wie doch über Nacht verändern
Kann sein Herz ein Unterthan!
Heut gehört er diesen Ländern,
Morgen wieder jenen an.

Heute spürt er ganz begeistert
Nichts als Oldenburger Mark:
Morgen früh wird er gemeistert
Und beglückt von Dänemark . . .

Denn es schrieben, weil der treue
Unterthan im Bette lag,
Hier der alte, dort der neue
Landesherr den Tauschvertrag.

Solch ein Handel, solch ein Wandel
Hat mich aber nie erbost;
Ists auch schnöder Seelenhandel,
Nun so bleibts ein guter Trost,

Daß die Herrn schon selber schätzen
Herrenrecht für Kleinigkeit,
Wenn nur der vertauschte Fetzen
Bleibt am gleichen großen Kleid.

Selbst die unbezweifelbare
Klare Wahrheit räumen ein,
Kleines Land sei kurze Ware
Aber groß der Zollverein . . .

Eine entschiedene Stärkung des Einheitsgedankens fürte im Jare 1837 der hannoversche Statsstreich herbei, infolgedessen die berümten „Göttinger Sieben" nicht nur von ganz Deutschland gefeiert und zum Teil auch unterstützt, sondern bald auch in würdiger Weise von andern deutschen Bundesfürsten angestellt wurden. Inzwischen erhielten die auf Preußens Vorherrschaft gerichteten Bestrebungen neuen Aufschwung durch die Hoffnungen, welche sich an die Thronbesteigung König Friedrich Wilhelms IV. knüpften, jenes geistreichen, von nationaler Wärme tief durchdrungenen Hohenzollernfürsten, in dem bereits damals gar mancher den künftigen deutschen Kaiser sah. Hatte doch Bunsen in seinem Gedicht „Asträa" schon von dem Kronprinzen gesungen:

Er zürnt der Neurung Toben weil sie die Freiheit hemmt,
Und wahren innren Lebens Gestaltung feindlich dämmt.
Er schützt was groß, weil Kleines er haben will empor.

Liebt Altes, weil zu bauen ihn lüstet neuen Chor.
Wo Vorzeit ihm die Steine zum hehren Baue reicht,
Der Freiheit junges Leben zu heilgem Dome steigt.
Ja nie Geseh'nes schafft er; des heilgen Reiches Bau;
Des Vaters höchstes Sehnen bringt Allen er zur Schau.
Was tausend Jahr vergebens erstrebt das Vaterland,
Wird rasch sich dann erheben von solches Bauherrn Hand.

Und nun trat ein Ereignis ein, eine Bedrohung des Vaterlandes, welche wirklich zum erstenmale ganz Deutschland einmütig und entschlossen fand. Frankreich langweilte sich, und obgleich es eben die Asche Napoleons von St. Helena zu den Invaliden heimgefürt, glaubte es sich doch nicht genug gewürdigt in Europa. Ganz plötzlich, gelegentlich einer politischen Frage zweiten Ranges, der ägyptisch-syrischen Angelegenheit, fing es an zu rasen; der Bürgerkönig drohte, den Regenschirm bei Seite zu stellen und die Jakobinermütze aufzusetzen; Herr Thiers machte große Kriegsanleihen und begann die Befestigung von Paris; ein Zeitungsschreiber wie Jules Janin vermaß sich, an der Spitze eines französischen Heeres in einem einzigen Feldzuge die preußische Rheinprovinz zu erobern, und ganz Paris brüllte ‚An den Rhein! An den Rhein!' Da aber erhob sich Deutschland in heller Entrüstung, und dieser Empfindung gab zuerst ein junger Rheinländer, Nikolaus Becker, treffenden Ausdruck.

Sie sollen ihn nicht haben
Den freien deutschen Rhein,
Ob sie wie gierge Raben
Sich heiser danach schrein,

So lang er ruhig wallend
Sein grünes Kleid noch trägt,
So lang ein Ruder schallend
In seine Woge schlägt!

Sie sollen ihn nicht haben
Den freien deutschen Rhein
So lang sich Herzen laben
An seinem Feuerwein!

So lang in seinem Strome
Noch fest die Felsen stehn,
So lang sich hohe Dome
In seinem Spiegel sehn.

Sie sollen ihn nicht haben
Den freien deutschen Rhein
So lang dort kühne Knaben
Um schlanke Dirnen frein,

So lang die Floße hebet
Ein Fisch auf seinem Grund,
So lang ein Lied noch lebet
In seiner Sänger Mund.

Sie sollen ihn nicht haben
Den freien deutschen Rhein,
Bis seine Fluth begraben
Des letzten Manns Gebein!

Das Lied erschien, und zwar ohne Wissen und Willen des bescheidenen Verfassers, zuerst in der Trierer, dann in der Kölnischen Zeitung; die Leipziger Zeitung brachte es nach Sachsen, und bald klang ganz Deutschland davon wider: es wurde in alle Sprachen Europas

übertragen, an 70mal in Musik gesetzt, darunter von Konradin Kreutzer, Marschner, Methfessel und Robert Schumann. Mit diesem Liede jubelten die Rheinländer Friedrich Wilhelm dem Vierten zu, da er zum erstenmale als König nach Köln kam, und der erlauchte Bruder des Herrschers schrieb es sich eigenhändig ab und setzte seinen Namenszug darunter: „Wilhelm". Diesem hohen Herrn selbst wurde (schwerlich mit Recht) ein entsprechendes Gedicht zugeschrieben, in dem es heißt:

Sie haben ihn da oben
Den alten deutschen Rhein;
Deshalb soll stets gehoben
Das Schwert des Deutschen sein.

Mit welcher Schalkheit raubte
Der Ludwig uns das Land,
Weil Deutschland mit dem Haupte
Des Reichs in Fehde stand.

O Straßburg, Burg der Straßen
Von Frankreich und Burgund!
So lang dort Franzen rasen
Wird Deutschland nicht gesund.

Dein Münster reckt den Finger
Zum Himmelszelt empor
Und drohet dem Bezwinger
Wie dem, der ihn verlor.

Dem Reich und einst dem Kaiser
Wohl von des Rheines Strand
Sei du des Weges Weiser
Ins stolze Frankenland.

Der Rhein soll Deutschlands Erden
In seinem ganzen Lauf
Zu eigen wieder werden!
Rollt euer Banner auf! . .

Du Volk aus den Vogesen
Und dem Ardennerwald,
Wir wollen dich erlösen
Von fremder Truggewalt . . .

Und solltest du dich sträuben
Und fühlst die Knechtschaft nicht,
So wollen wir dich treiben
Zu deiner Kindespflicht;

Damit einst deine Kinder
Doch mögen Deutsche sein
Und sich der Überwinder
Von ihren Vätern freun.

So wollen wir ihn haben
Den alten deutschen Rhein;
Dann erst wird ganz begraben
Die Schmach der Deutschen sein.

Wenn diese Strophen auch nicht von unserm großen Kaiser geschrieben sind — seines Herzens Meinung sprechen sie unzweifelhaft aus. Das Gedicht ist poetisch vielleicht minder wertvoll als Beckers Rheinlied, aber es hat vor diesem den Vorzug, daß es nicht nur abweist, sondern zurückfordert; ganz ähnlich wie dies damals Moltke in seiner Schrift „die deutsche Grenzfrage" tat. Überhaupt war es ein hundertstimmiger Chor deutscher Gedanken und deutscher Dichtung, der hier

einmütig zusammenklang. Weinfreudig sang Georg Herwegh:

Wo solch ein Feuer noch gedeiht,
Wo solch ein Wein noch Flammen speit,
Da lassen wir in Ewigkeit
Uns nimmermehr vertreiben!
Stoßt an, stoßt an: der Rhein,
Und wärs nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben!

Ernst Moritz Arndt erhob wieder wie in den Freiheitskriegen seine mächtige Stimme zu einem schönen Liede mit dem Kerreim:

So klinge die Losung: Zum Rhein, übern Rhein!
All Deutschland in Frankreich hinein!

Damals dichtete auch Max Schneckenburger „die Wacht am Rhein', die ein so starkes ruhiges Selbstbewußtsein atmet, der aber noch die begeisternde Weise Karl Wilhelms felte und die daher von Niklas Beckers vielgesungenem Rheinliede übertönt wurde.

Von jenseits des Stromes felte der Widerhall nicht. „Nous l'avons eu vôtre Rhin allemand' hönte Alfred de Musset, und ein anderer behauptete gar: „Nous l'aurons quand nous le voudrons vôtre Rhin allemand'! Der Fuchs wagte doch den Sprung nicht und fand die Trauben daher sauer. Eines unter diesen überrheinischen Liedern aber schlug einen ganz anderen Ton an, das des Straßburgers August Stöber. Der sang:

Ihr Schwarzwaldberge, wie so nah,
Wie ganz erschlossen liegt ihr da!
Ich seh auf euren lieben Höhn
Die Schlösser alle leuchtend stehn;
Die Pfade seh ich durch den Wald,
Ahn manche wandelnde Gestalt.

Inmitten rauscht der alte Rhein,
Der sagt: ‚Ihr müsset Brüder sein!'
Und schau ich euch ins Auge klar,
So find ich auch die Deutung wahr.
Ihr Menschen zwischendrin im Land,
So reicht euch denn die Bruderhand!

Zu den Gedichten in Worten gesellten sich zwei in Stein: ein kleines, die Wiederherstellung des Königsstuls in den Nußgärten des linken Rheinufers bei Rhense, und ein großes, die Wiederaufname des Kölner Dombaus. Beide faßte man als feierliche Verwarungen gegen den Anspruch Frankreichs auf das linke Rheinufer auf. Im Jahre 1841 wurde der Dombauverein gestiftet; 1842 legte Friedrich Wilhelm IV den Grundstein des Südportals, dieses ‚schönsten Tores der Welt.' — Ein mächtiger Strom vaterländischen Lebens durchflutete Deutschland, und dieser Strom hatte seine Quelle in der Dichtung. Denn wenn unsere rüstig emporwachsende Germanistik nicht von der Romantik befruchtet worden wäre, wenn Arnim und Brentano nicht mit ‚des Knaben Wunderhorn' die allgemeine Teilname an unserm Volksliede wachgerufen hätten, wenn die Forscher Uhland und Hoffmann v. Fallers-

leben nicht selbst Dichter, Görres, Kuhn und vor allem die Gebrüder Grimm nicht, so zu sagen, heimliche Dichter gewesen wären — niemals hätte sich das Wissen vom Werden und vom Wesen unsres Volkstums zu einer so mächtig ins Leben eingreifenden Macht entwickelt, wie es der Fall war und, Gottlob, noch heute ist. Die geschichtliche Forschung wendete sich mit Vorliebe den Zeiten zu, in welchen das deutsche Reich in seiner Größe und Macht dastand; Raumers „Hohenstaufen," Rankes „Reformationszeitalter", Pertz und seiner Mitarbeiter Sammlung der vaterländischen Geschichtsquellen wirkten mächtig auf die Zeitgenossen. In vielen Orten Deutschlands, namentlich in Kiel, Hannover und Berlin wurde 1843 das tausendjärige Gedächtnis des Vertrages von Verdun gefeiert, in welchem man den Anfang des deutschen Reiches sah. König Friedrich Wilhelm ließ eine Denkmünze darauf schlagen. Zugleich begann man die Geschichte der einzelnen Landschaften zu bearbeiten und dichterisch zu verwerten; sogar die so lange stiefmütterlich behandelte Mark Brandenburg fand durch Karl von Klöden und Willibald Alexis ihre poetische Verklärung. In der Musik hatte schon in den zwanziger Jaren K. M. v. Weber mit seinem unsterblichen „Freischütz" die Büne dem Ausdruck des tiefsten deutschen Gemütes erobert; seit den vierziger Jaren wirkte Rich. Wagner durch sein Zurückgreifen auf die deutsche Heldendichtung und auf germanische Göttermythen wenigstens stofflich in deutschem Sinne, und

zwar mit großem Erfolge. Auch in den bildenden Künsten kam diese vaterländische Richtung zur Geltung. Sprach sie sich malerisch zunächst in den Werken der Düsseldorfer Schule, dann großartiger in den Fresken Schnorrs von Carolsfeld und Alfred Rhetels aus, so gipfelte der vaterländische Gedanke in den Büsten der Regensburger Walhalla und namentlich in dem von Ernst von Bandel unternommenen Hermannsdenkmal auf der Grotenburg, dessen Grundstein der küne, ganz auf sich selbst angewiesene Meister im Jahre 1841 legte.

Als ein unmittelbares Bindemittel zwischen den Deutschen wirkten der zumal von Preußen in großartigster Weise betriebene Bau trefflicher Kunststraßen, dann die Dampfschiffart auf Rhein und Elbe und endlich seit 1835 die Entwickelung der Eisenbanen. In den Eisenbanwagen selbst ist durch die innige Berürung deutscher Männer aus den verschiedensten Landschaften, durch ihre stundenlangen Unterredungen, also durch unabsichtlichen doch höchst ergibigen Gedankenaustausch eine mächtige Förderung der Einheitsbestrebungen erwachsen. Das erkannten schon die Zeitgenossen und mit ihnen der Dichter. Da sang Karl Beck:

> Eisen, du bist zahm geworden!
> Sonst gewohnt mit wildem Dröhnen
> Hinzuwettern, hinzumorden,
> Ließest endlich dich versöhnen.

Rasend rauschen rings die Räder
Rollend, grollend, stürmisch sausend.
Tief im innersten Geäder
Kämpft der Zeitgeist freiheitbrausend.

Wie sie rechnen, wie sie sinnen:
Unsre Gelder — in Papieren —
Freunde, werden wir gewinnen?
Freunde werden wir verlieren?

Die Papiere, feil geboten,
Steigen, fallen — o Gemeinheit!
Mir sind die Papiere Noten
Ausgestellt auf Deutschlands Einheit.

Diese Schienen Hochzeitsbänder,
Trauungsringe blank gegossen;
Liebend tauschen sie die Länder,
Und die Ehe wird geschlossen.

Hört ihr brausen die Karossen?
Deutsche Stämme sitzen drinnen,
Halten liebend sich umschlossen;
Wie sie kosen! Wie sie minnen!

Wärend der Zollverein und die Eisenbanen als Förderer des deutschen Vaterlandsgedankens besungen wurden, vergaßen die Dichter ganz und gar den mächtigen Werkmeister, der jenen Gedanken später tatsächlich ins Leben gerufen hat: die bewaffnete Macht. Öder Wortschwall seichter Freiheits- und Friedensprediger vergällte den Deutschen die angeborene Lust an ihrem wackeren Kriegsvolk und verleumdete unser Volksheer als Tyrannenknechte. Noch in den zwanziger

Jaren hatte der Schwabe Wilh. Hauff seine schönen Soldatenlieder gesungen: ‚Morgenrot, Morgenrot' oder ‚Steh ich in finstrer Mitternacht' — jetzt war es davon still geworden. Aus dem ganzen Zeitraum der dreißiger und vierziger Jahre bis zur Revolution ist mir kein Soldatenlied bekannt als etwa des Ansbachers Friedrich Güll halb spöttisches, wenn auch harmloses Kinderlied:

Wer will unter die Soldaten
Der muß haben ein Gewehr!

Mit größerer Liebe als das Heer, das man hatte, behandelte man die Flotte, die man nicht hatte. Wird doch das Begerte immer lebhafter gefeiert als der Besitz. Sensüchtig wiederholten vaterlandsliebende Deutsche die Klage aus Freiligraths ‚Flottenträume':

Sprach irgendwo in Deutschland eine Tanne:
O könnt' ich hoch als deutscher Kriegsmast ragen!
O könnt' ich stolz die junge Flagge tragen
Des eingen Deutschlands in der Nordsee Banne!

Wirklich einig zeigte sich Deutschland, wie zwei Jare zuvor bei Thiers' Rheingelüsten, im Jare 1842 angesichts des großen Hamburger Brandes. Es war einig in seiner Hülfsbereitschaft. Schön sang da Hoffmann v. Fallersleben:

Schwach sind unsrer Dichter Klagen,
Schwach ist fremder Hohn und Spott;
Gott der Herr, Er muß es sagen,
Und so spricht denn unser Gott.

Und er thut in Hamburgs Flammen
Uns die alte Wahrheit kund:
Deutschland, halte fest zusammen!
Eins und einig sei der Bund!

Und in Deutschland hallt es wider
Überall von Hamburgs Brand:
Leidet Eines unsrer Glieder,
Leidet unser Vaterland . . .

Niemals trat in schönrer Reinheit
Noch hervor zu einer Zeit
Solch Gefühl von deutscher Einheit,
Solch Gefühl für deutsches Leid.

Und Geibel erhob am Rheine das volle Glas und rief:

Dir sei's, o deutsches Volk gebracht,
Dem Einen, großen, wundervollen,
So weit der Himmel um dich lacht
Und über dich die Donner rollen!
Was kümmert's mich, auf Stein und Holz
Wie deiner Wappen Farben streiten!
Ich meine dich, das jüngst noch stolz
In Hamburgs Brand zusammenschmolz,
Korinthisch Erz*) für alle Zeiten!

Aber solche Liebesbetätigung genügte der deutschen Jugend doch keineswegs. Eine verzerende Unruhe bemächtigte sich der Nation, ein ungewisses Gären, wie es einer großen Krankheit vorauszugehen pflegt. Grollend und ziemlich unklar verglich Ferdinand Freiligrath sein Vaterland mit Hamlet.

*) Im Altertum hochgeschätzte Verbindung von Bronze und Edelmetallen.

Deutschland ist Hamlet! — Ernst und stumm
In seinen Thoren jede Nacht
Geht die begrab'ne Freiheit um
Und winkt den Männern auf der Wacht.
Da steht die Hohe, blank bewehrt,
Und sagt dem Zaudrer, der noch zweifelt:
„Sei mir ein Rächer, zieh' dein Schwert!
Man hat mir Gift ins Ohr geträufelt!"

Er horcht mit zitterndem Gebein,
Bis ihm die Wahrheit schrecklich tagt;
Von Stund' an will er Rächer sein —
Ob er es wirklich endlich wagt?
Er sinnt und träumt und weiß nicht Rath;
Kein Mittel, das die Brust ihm stähle!
Zu einer frischen, muth'gen That
Fehlt ihm die frische, muth'ge Seele!

Das macht: er hat zu viel gehockt;
Er lag und las zu viel im Bett.
Er wurde, weil das Blut ihm stockt
Zu kurz von Athem und zu fett.
Er spann zu viel gelehrten Werg;
Sein bestes Thun ist eben Denken;
Er stak zu lang in Wittenberg,
Im Hörsaal oder in den Schenken . . .

Nur ein Entschluß! Auf steht die Bahn:
Tritt in die Schranken kühn und dreist!
Denk an den Schwur, den du gethan,
Und räche deines Vaters Geist!
Wozu dies Grübeln für und für?
Doch — darf ich schelten, alter Träumer?
Bin ich nicht selbst ein Stück von dir
Du ew'ger Zauderer und Säumer!?

Bei andern Dichtern suchte dieselbe Stimmung sich in noch weit heftigeren Gedichten Luft zu machen, one daß mit der Hitze die Helligkeit oder gar die deutliche Klarheit zugenommen hätte: es war eben ein unbändiger, zielloser Tatendrang, der sich in ihren durch und durch gut gemeinten Liedern aussprach. Damals stimmte Moritz Graf Strachwitz sein „Wildes Lied" an:

Viel Sänger singen weit und breit,
Sie singen in Zorn und Harm;
Sie wollen wecken die träge Zeit
Aus des Schlummers bleiernem Arm.

Im Schlummer sterben die Menschen hin;
Am Banner schläft der Soldat;
Am Busen der Zeit, der Schläferin,
Da schlummert die große That . . .

Und können die Sänger mit Wort und Klang
Nicht erschließen das Auge der Zeit,
So wollt' ich, es bräche den Schlummerzwang
Ein großer, grimmer Streit! . .

Komm Schlachtengebrüll, du Donnerwort,
Mit Wundengeklaff und Tod,
Mit Völkergroll und Völkermord
Und Völkermorgenroth!

Komm Klingenwechsel und Schwerterblitz,
Komm rasselnder Reitersturm;
Vor deinem Athem, du Mordgeschütz,
Zerfahre Mauer und Thurm!

Und bricht entzwei die alte Welt,
Vom Stoß zusammengedrückt,
Viel besser, daß sie in Trümmer fällt,
Als daß sie schlafend erstickt.

Noch wilder als dies wilde Lied tönte des Schwaben Georg Herwegh Aufruf:

Reißt die Kreuze aus der Erden!
Alle sollen Schwerter werden,
Gott im Himmel wirds verzeihn!
Laßt, o laßt das Verseschweißen!
Auf den Amboß legt das Eisen,
Heiland soll das Eisen sein . . .

Deutsche, glaubet euern Sehern,
Unsre Tage werden ehern,
Unsre Zukunft klirrt in Erz;
Schwarzer Tod ist unser Sold nur,
Unser Gold ein Abendgold nur,
Unser Rest ein blutend Herz. (!)

Reißt die Kreuze aus der Erden!
Alle sollen Schwerter werden,
Gott im Himmel wirds verzeihn.
Hört er unsre Feuer brausen
Und sein heilig Eisen sausen,
Spricht er wohl den Segen drein.

Man kann nicht behaupten, daß diese Strophen überall verständlich sind; die Dichter verraten auch gar nicht, wen sie denn eigentlich mit ihren Schwertern treffen wollten; doch aller Unklarheit ungeachtet, übten ihre Gedichte eine merkwürdig aufregende Wirkung aus.

In solcher Stimmung hatte man die Geduld nicht, länger auf die Erfüllung der Hoffnungen zu warten, in denen man sich seit Friedrich Wilhelms Tronbesteigung gewiegt hatte. Völlig unfähig, sich in eine so eigenartige Natur zu versenken wie die des Königs, der mindestens ebenso tief deutsch empfand, wie die wildesten jener Sänger, fingen die deutschen Schulweisen mit der ganzen rechthaberischen Plumpheit solcher Leute an, aufzupochen und Lärm zu erheben, wie eine ungezogene Zuhörerschaft, wenn es ihr zu lange dauert, bevor der Vorhang aufgezogen wird.

Es war noch nicht am Schlimmsten, daß Herwegh dem Könige zurief:

Die Hoffnung Deutschlands steht zu Dir,
Fest wie nach Norden weist die Nadel.
O Herr, ergreife das Panier!
Noch ist es Zeit, noch folgen wir;
Noch soll verstummen jeder Tadel . . .

Bös ward es aber, als Friedrich Wilhelms kirchliche Politik (die nachzuempfinden, ja auch nur zu verstehen, allerdings nicht leicht war) ernste, wenngleich weit übertriebene Besorgnisse hervorrief, als man in dem romantischen Herrscher eine Wiederholung des ‚dicken Königs' und in seinem treu deutsch gesinnten Kultusminister Eichhorn, dem wackeren Mitarbeiter des Freiherrn vom Stein, einen zweiten Wöllner zu sehen begann.

Da höhnten die Berliner:

Es war einmal ein König,
Der hat ein Eichhörnlein,
Das liebt er gar nicht wenig,
Als wärs sein Söhnelein . . .

Dicht neben seinem Throne
Setzt er das Thierchen ein
Dort thats der Welt zum Hohne
Nur Pfaffenlieder schrein . . .

Da brüllte Herwegh:

Keine Steuern, keine Zölle,
Des Gedankens Freiverkehr!
Keinen Teufel in der Hölle,
Keinen Gott im Himmel mehr!

Nieder mit dem Blutpokale,
Drin der Kirche Wahnwitz kreist!
Ein Columb zerbricht die Schale,
Wenn er eine Welt beweist.

Nichts erregt in unserem Volke leichter tiefe Verstimmung als die Sorge, seine religiöse Freiheit könnte irgendwie beeinträchtigt werden, und nichts wirkt aufregender als unsichere Haltung der höchsten leitenden Persönlichkeit, und der Vorwurf einer solchen Unsicherheit konnte Friedrich Wilhelm IV. auch von seinen wärmsten Freunden und Verehrern nicht erspart werden. Wie mit einem Zauberschlage wandte sich die Stimmung gegen den König. Von ihm glaubte man für den Vaterlandsgedanken nichts mer erwarten zu dürfen; bitter rief Hoffmann von Fallersleben:

Ihr habt gehoffet und vertraut
Im Neuen sprieß euch Heil empor.
Ihr habt das Neue nun erschaut;
Sagt an, was sproß daraus hervor!?

Unruhig wendete Geibel die Rotbartsage in seinen ‚Gedichten' hin und her;*) schmerzlich schreit er in den ‚Deutschen Klagen' seiner ‚Juniuslieder' nach einem großen Mann (1844):

Zum Himmel bete, wer da beten kann,
Und wer nicht aufwärts blickt nach einem Horte,
Der sags dem Sturm, daß er von Ort zu Orte
Es weiter trag als einen Zauberbann.

Der Säugling, der zu stammeln kaum begann,
Von seiner Mutter lern er diese Worte,
Du Greis noch sprich sie an des Grabes Pforte:
‚O Schicksal, gieb uns Einen, Einen Mann!'

Was frommt uns aller Witz der Zeitungskenner,
Was aller Dichter ungereimt Geplänkel
Vom Sand der Nordsee bis zum waldgen Brenner!

Ein Mann ist Noth, ein Nibelungenenkel,
Daß er die Zeit, den tollgewordnen Renner
Mit ehrner Faust beherrsch' und ehrnem Schenkel.

Am Ende stimmt sogar der besonnene milde Geibel ein in das Kriegsgeschrei der Herwegh und Strachwitz; denn die neunte seiner Klagen lautet:

*) Friedrich Rothbart, ‚Tief im Schoße des Kyffhäusers'; Gesicht im Walde, ‚Ich hatte mich verirrt im tiefsten Wald'; Barbarossas Erwachen, ‚Durch den Wald, durch den Wald, den Felsenspalt klimm ich hinunter, alter Kaiser zu dir!'

Bei Gott, ich zähle nicht zu den Verwegnen,
Die um ein Nichts ein schwer Verhängniß fordern;
Doch besser als am innren Krebs vermodern
Deucht mirs, dem Feind auf blutgem Feld begegnen.

Ja, dreifach will ich jetzt die Stunde segnen,
Wo ihrer Scheiden bar die Schwerter lodern,
Und wo an euren Moseln, euren Odern
Statt ewger Zankesworte Kugeln regnen.

O säh ich morgen schon den Sonnenschein
Sich spiegeln auf den Helmen der Geschwader.
Gings morgen schon in Feindes Land hinein!

Krieg! Krieg! Gebt einen Krieg uns für den Hader,
Der uns das Mark versenget im Gebein —
Deutschland ist todtkrank — schlagt ihm eine Ader!

Es ist eine ganz richtige Empfindung, die in diesem Aufschrei zum Ausbruch kommt; die günstige Stunde aber, in der Friedrich Wilhelm mit sicherer Aussicht auf den Sieg hätte losschlagen können, die der Rheinbedrohung im Jahre 1840, die war unwiederbringlich verloren, und mit ihr die Stimmung jener goldenen Tage. Durfte es doch eben jetzt der vaterlandslose Heinrich Heine wagen, das Rheinlied auf das Schamloseste in seinem „Wintermärchen" zu verhöhnen.

Inzwischen kündigte sich, wie ein Gewitter durch fernes Donnergrollen, eine neue kriegerische Zeit an durch den „offenen Brief", in welchem Christian VIII. von Dänemark erklärte, daß seines Erachtens nach auch in Schleswig und Lauenburg die lex regia von 1660

Geltung habe, derzufolge in diesen Landen nicht nur die männliche, sondern auch die weibliche Linie seines Hauses erbberechtigt sei. Dadurch trat er sowol dem salischen Gesetze als mittelbar auch der Unteilbarkeit der Elbherzogtümer zu nahe, welche, wie jenes, vor fast 400 Jahren rechtsgültig festgestellt worden war. Das erzeugte einen gewaltigen Sturm der Entrüstung in Deutschland. Überall erbrauste jetzt das schon zwei Jar früher veröffentlichte, von dem Holsteiner Math. Friedr. Chemnitz gedichtete Lied:

Schleswig-Holstein, meerumschlungen,
Deutscher Sitte hohe Wacht!
Wahre treu, was schwer errungen,
Bis ein schönrer Morgen lacht!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Wanke nicht, mein Vaterland!

Ob auch wild die Brandung tose
Fluth auf Fluth von Bai zu Bai:
O laß blühn in deinem Schoße
Deutsche Tugend, deutsche Treu!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Bleibe treu, mein Vaterland! . . .

Den eifrigsten dichterischen Vertreter fand der Gedanke des Deutschtums der Herzogtümer aber in dem Lübecker Emanuel Geibel. Der sang sein Protestlied:

Es hat der Fürst vom Inselreich
Uns einen Brief gesendet:
Der hat uns jach auf einen Streich
Die Herzen umgewendet.

Wir rufen: Nein und aber: Nein
Zu solchem Einverleiben;
Wir wollen keine Dänen sein,
Wir wollen Deutsche bleiben . . .

Hie deutsches Land trotz Spruch und Brief!
Ihr sollts uns nicht verleiden.
Wir tragen Muth im Herzen tief
Und Schwerter in den Scheiden.
Von unsren Lippen soll allein
Der Tod dies Wort vertreiben:
Wir wollen keine Dänen sein,
Wir wollen Deutsche bleiben!

In einer prächtigen Vision im Lübecker Ratskeller erscheinen Geibel die mächtigen Gestalten Jürgen Wullenwebers und Marx Meiers, und jener erhebt sich in gewaltigen Worten gegen die Schmach des Sundzolls:

„Dreihundert Jahre sinds, da sprang vom Schlag
Des Beils mein Blut in Strömen vom Schaffotte;
Doch war ein Geist des Unheils seit dem Tag
Mit meiner Heimath Heer und Flotte. —
Was Menschen bauten, ward des Windes Spiel,
Nur Gottes Rathschluß bleibt beständig;
Die Hansa sank; das alte Reich zerfiel,
Doch Deutschland steigt empor lebendig.

Es geht ein heilger Sturm von Stadt zu Stadt;
Sie spürens all, erwacht aus schwerem Traume:
Deutschland ist eins, und jeder ist ein Blatt
Am riesengroßen Wunderbaume.

Schon grollt man jedem fremden Übermuth,
Schon zürnt der Süden, ist der Norden fröhnig;
Hinweg denn mit dem knechtischen Tribut,
Dem Schoß an jenen Inselkönig!

Frischauf mein Volk, du großes Vaterland
Treueinig wie ichs nimmer durfte schauen!
Vollführe du, was mir im Herzen stand,
Zu Masten laß des Forstes Tannen hauen.
Dein sei der Sund, der dich nach Westen weist,
Der Weg des Meeres Dein, ein glorreich Leben.
Mit Kugeln gib den Zoll! Es soll mein Geist
Am Steuer deines Heerschiffs stehen!"

Herrlich sind auch Geibels zwölf Sonette für Schleswig-Holstein, in denen er den Kaisererben aufruft, die Nordlande mit seinem Schild zu decken und manend auf den Verlust unserer Westmark verweist.

Das Elsaß, roth im Schmuck der Purpurtraube,
Den Blutrubin in unsres Reichs Geschmeide,
Ausbrach der Frank' ihn mit des Schwertes Schneide,
Daß er in seines Königs Kron ihn schraube.

Doch da ers that, lag unser Volk im Staube
Blutrünstig, mit zerrissenem Eingeweide,
Und so ersäuft in tausendfachem Leide,
Daß keiner fragen mochte nach dem Raube.

Und dennoch grollen wir mit unsern Vätern,
Daß sie, obwohl bis auf den Tod zerspalten,
Verloren, was verloren blieb uns Spätern.

Wie sollten wir nun, die wir stark uns halten,
An unsern Enkeln werden zu Verräthern,
Das thuend, drum wir unsre Ahnen schalten!

Und mit grimmigem Staunen ruft der Dichter:

Mich wills bedünken fast gleich einem Schwanke,
Daß dieses Inselreich, das kleine schwache,
Aufbäumend wie ein zornger Meeresdrache
Sich wider uns erhebt zu grimmem Zanke.

Denn Eines Streichs nur brauchts, so liegt zum Danke
Für solchen Trutz es da in blutger Lache;
Es sei denn, daß vor unserer starken Rache
Der Slav' es wolle schirmen oder Franke.

Doch wär es so, und spie aus seinen Kreisen
Der Eispol Scharen her wie Sand am Meere,
Und brüllte Frankreich seinen Ruhm zu speisen.

Auf dann mein Volk, die Herzen hoch, die Spere!
Dann gält es erst, im Kampf uns zu erweisen,
Im eingen Riesenkampf um Deutschlands Ehre.

Nächst dem großen Vaterlandsgedanken der Einigung Deutschlands war die Begeisterung für Schleswig-Holstein der bei weitem gesundeste unter all den mannigfaltigen Gärungsstoffen, welchen das verworrene Durcheinander der Jare 1848 und 1849 entsprang. Leider verschmähten damals weder die Vertreter des Liberalismus noch die der deutschen Reichsidee sich Vorspann leisten zu lassen von den internationalen Mächten des Republikanismus und des proletarischen Sozialismus. Zu spät erkannten die edlen Träumer, welche Genossen sie sich gesellt; sie wurden ihrer nicht mer Herr; es ging ihnen gleich Goethes Zauberlerling: wie dieser jammerten auch sie: Herr, die Not ist groß! Die ich rief, die Geister, werd'

ich nun nicht los!' — Selten hat wol die Weltgeschichte einen überflüssigeren, abgeschmackteren Volksaufstand zu verzeichnen als den vom 18. März in Berlin! Treffend läßt Wilhelm Jordan seinen Mephistopheles sagen:*)

Ihr wißt, das Volk war übermetternicht,
Und als der Thron in Frankreich fiel,
Hatt' ich ein halbgewonnen Spiel.
Kaum floß der erste Tropfen Blut,
Als auch den Muthigen der Muth
Bedeutend in die Hosen fuhr.
Und wie verwandelt durch die Pflasterkur
Vertheilte man die Freiheitsspenden
Sogleich mit übervollen Händen,
Darunter auch zu meiner Freude
Mein vielgeliebtes Ideal,
Die breite Basis für das Neugebäude:
Das Stimmen Aller nach der Zahl!

*) Demiurgos II., S. 233. — Wie wahrhaft klare Geister die damaligen Verhältnisse beurteilten, möge ein Brief Moltkes vom 29. März 1848 zeigen. Da schreibt er: „Über das, was in Deutschland vorgeht, kann ich mich freuen, sofern ich in den jetzigen Verhältnissen die einzige Möglichkeit sehe, ein einiges Deutschland erstehn zu machen — aber es kann doch nur dann etwas aus der Sache werden, wenn Ordnung und Gesetz fortbestehn und wenn sich irgend eine centrale Gewalt erhält. Wir sind aber auf dem besten Wege, das alles über Bord zu werfen... Alle Bande drohen sich zu lösen!... Welche Zukunft verscherzt Deutschland!! Welche Verantwortlichkeit für die, welche diese Zustände veranlaßten! Wo war der Druck so groß, wer war so in seinem Rechte gekränkt, wer so in seiner Freiheit beeinträchtigt, daß es gerechtfertigt schien, ein im schönsten Aufblühen begriffenes Staatsleben zu zertrümmern und eine neue Bahn einzuschlagen, von der niemand weiß, wohin sie führt."

(Wolverstanden: das sagt der schadenfrohe Teufel!) Die Folgen blieben nicht aus. Ein wahrer Hexensabbat brach in den Hauptstädten Deutschlands aus. Da klagte Ernst Förster (am 23. Mai 1848):

„Die Freiheit! Die Freiheit! Das ist ein frischer Trank
Für jeden, der in Ohnmacht und Traurigkeit versank.
Die Freiheit, die Freiheit, das ist ein Feuerwein,
Es schlürfen selbst die Todten daraus sich Leben ein! . . .“

So jubeln sie und zechen vom neuen Lebenssaft,
Damit im Zechen wachse die neu erstandne Kraft.
Ei, wie der Mensch im Trinken sich doch bethören kann!
Da liegen sie nun alle die Zecher Mann für Mann . . .

Die Freiheit, die Freiheit, das ist ein starker Wein,
Daran ein guter Magen will lang gewöhnet sein.
Sie hatten lang gefastet in Wien und in Berlin
Und wollten nun auf einmal bis auf die Neige ziehn.

Ei, wie der Mensch im Trinken sich doch bethören kann!
Es thaten die Berliner und Wiener übel dran.
Erst immerdar zu nüchtern — nun immerfort berauscht;
Das heißt für eins der Übel ein andres eingetauscht.

Zu derselben Zeit, da die Deutschen sich untereinander bekämpften, rangen sie im Norden mit den Dänen und im Osten mit den Polen, und immer wird es ein bemerkenswertes Kennzeichen der Geistesverwirrung jener Tage bleiben, daß die Polen, besonders in den Landesteilen, wo man sie nicht näher kannte, sich offenkundig deutscher Zuneigung erfreuen durften. Schon fünfzehn Jare nach den Freiheitskriegen,

die aber damals leider in unserer Dichtung längst verklungen waren, hallte Deutschland wider von den Polenliedern ‚die letzten Zehn vom vierten Regiment', oder ‚Denkst du daran, mein tapferer Lagienka!?' — Das war krankhaft! Hatten uns doch kurz vorher die Polen in Napoleons Heer auf allen Schlachtfeldern Europas gegenüber gestanden; haben sie doch nie ein Hel daraus gemacht, daß sie ihr Reich im alten Umfang wieder herstellen und damit das deutsche Element im Osten abermals vernichten wollten. Wie lachten die polnischen Schlachtschitzen über ‚die Gutmütigkeit der deutschen Esel', wenn sie untereinander ungestört beim Ungarweine saßen! — Im Jare 1846 wärend des polnischen Aufstandes wagte Herwegh das schmachvolle Wort: „Ich rufe den Empörern Sieg Und jede Schmach auf deutsche Fanen!" Und solche Stimmung war i. J. 48 weitverbreitet, zumal polnische Sendlinge überall an der Spitze frecher Aufstände wie unterirdischer Zettelungen standen. Wie richtig äußert sich da Jordan über die Deutschen*):

> Trotz ihrem übermilden Sinn
> Sind sie von Zeit zu Zeit gezwungen worden
> Ein winzig Stämmchen — nicht zu morden,
> Bewahre, nur allmälig zu verdauen,
> Sein wüstes Land in Kornflur umzubauen.
> Doch — wie betreiben sie das Regieren!
> — Sie lernen selbst die fremde Zunge

*) Demiurgos II, S. 227.

Und helfen den Besiegten lamentiren;
Ja, manch ein echter deutscher Junge
Läßt seinen Namen halb kastriren
Und hinten mit dem Ki-Schwanz zieren,
Um dann weltbürgerlich sentimental
Zu klagen um die adoptirten Ahnen,
Die seine Väter durch des Pfluges Stahl
Geführt auf der Gesittung Bahnen.
Die Jammerkerle sonder Kraft und Saft
Sind mir zum Brechen ekelhaft!
Und solch ein Urlump, der sich selbst entdeutscht,
Wird nicht vom Büttel ausgepeitscht!

In solcher zerfarenen Stimmung befanden sich die Deutschen, als sie berufen wurden, ihren Vaterlandsgedanken selbständig, von Grund aus, frei, nach eigenem Ermessen in der Wirklichkeit Gestalt zu geben. — Einen von der Merzal des Volks gehegten Herzenswunsch sprach Otto Ludwig aus, als er den Fürsten zurief:

Ein großes ernstes Losen
Beginnt zu dieser Frist;
Bedenkt es wohl, ihr Großen,
Daß Gott noch größer ist.
Ihr könnts. O macht zur Stunde
Der Schmach ein glorreich End
Und fügt zum Fürstenbunde
Ein Völkerparlament.

Und Millionen Stimmen
Aufjauchzen nah und fern;
Es steigt mit neuem Flimmen
Des Vaterlandes Stern.

Dann laß die Dränger kommen
Von Ost und Nord und West;
Was solls den Drängern frommen,
Steht Deutschlands Einheit fest!!

Wirklich trat ein großes Volkshaus zusammen, und nun mußte es sich zeigen, ob dies im Stande war, die überschwänglichen Hoffnungen der Nation zu erfüllen.

Die deutschen Dichter versuchten, sich an der großen Freiheits- und Einigungsbewegung nicht nur als Poeten, sondern mer noch als Politiker zu beteiligen. Der Frankfurter Nationalversammlung gehörten Arndt, Uhland, Anastasius Grün, Moriz Hartmann und Wilhelm Jordan an. In der zweiten Sitzung des Parlamentes machte ein Abgeordneter die Versammlung darauf aufmerksam, daß in der wildbewegten Sitzung des ersten Tages ein Mann die Rednerbüne bestiegen, sie aber ungehört, weil unerkannt, wieder verlassen habe, und dieser Mann sei Moritz Arndt gewesen. Allgemeiner Zuruf: „Arndt auf die Tribüne!“ Der greise Dichter und Denker betrat die Rednerbüne und sprach wenige, doch tiefbewegte Worte. Er komme sich vor, sagte er, wie ein altes, gutes, deutsches Gewissen. Unendlicher Jubel unterbrach ihn. Und als er dann fortfur: „Wer an die Zukunft seines Volkes glaubt“ — da ward der Jubel so gewaltig, daß Arndt, zu Tränen gerürt, die Tribüne verließ. Sogleich bestieg diese der Turnvater Jahn, um dazu aufzufordern, dem alten Arndt den Dank des Vaterlandes darzubringen für das Lied „Was ist

des Deutschen Vaterland?' Dazu stellte der Abgeordnete von Soiron den Antrag: Wenn erst die Frage ‚was Deutschland sei' keine Frage mer sei, wenn sie durch das Werk der Nationalversammlung die rechte Antwort gefunden habe, dann solle Vater Arndt seinem Liede eine Schlußstrophe mit jener Lösung hinzufügen. Dem stimmte die Versammlung mit freudigem Zurufe bei; diese Schlußstrophe aber bleibt auch heute noch zu dichten.

Die wichtigsten Meinungsverschiedenheiten, welche in der Paulskirche zwischen den besten Köpfen und den besten Herzen erörtert wurden, hat kurz nachher Wilhelm Jordan in den köstlichen Gesprächen seines ‚Demiurgos' widergespiegelt, deren Ausdenung es leider verbietet, an dieser Stelle auch nur eines oder das andere wiederzugeben. Wer sich an ihrer Hand die Wirrnisse der damaligen Geisteswelt vergegenwärtigt, die übrigens zum großen Teil ja auch noch die unsrer eigenen Tage sind, der begreift wol, daß die Beratungen der Nationalversammlung nicht schnell von der Stelle kommen konnten Schon die endlosen Erörterungen über die sog. ‚Grundrechte' brachten manchen ehrlichen Mann schier zur Verzweiflung. Ungeduldig rief Franz Dingelstedt*):

Gründlich ergründen sie drin des Volks zu begründendes Grundrecht;
Draußen indes, grundschlecht wird es dem Volke zu Muth.

*) Fresken aus der Paulskirche.

Als dann die Centralgewalt begründet war, zuckte er mit Recht die Achseln und meinte:

> Centralgewalt, Centralgewalt,
> Wie mächtig das, wie prächtig schallt!
> Zum Unglück aber fehlt ihr halt
> Bis jetzt noch Centrum und Gewalt.

Die Ernennung des ganz unbedeutenden Erzherzogs Johann zum Reichsverweser und die Behandlung, welche Preußen, als wenn es eben auch nur irgend ein beliebiger Kleinstat gewesen wäre, von der ‚Frankfurter Einigkeitsmesse' erfur, erregte begreiflicherweise den Groll der preußischen Patrioten. Niemand gab dem lebhafteren Ausdruck als der ‚Kladderadatsch'. Der brachte am 23. Juli 1848 ein ernstes Bild, das den preußischen Adler darstellte, ans Kreuz geschlagen und darüber die Inschrift F. W. R. Bo. Hönende Österreicher, Baiern und Spießbürger umgeben ihn. Dazu sang Rudolf Löwenstein:

> O Preußenaar, der einst die scharfen Klauen
> Dem Doppelaar hat ins Genick gehauen,
> Der du bei Zorndorf und bei Lowositz —
> Vorangetragen hast des Zornes Blitz,
>
> Der du im Schlachtgewühl die Flügel spreiztest
> Und kühn der Franken Adler niederbeiztest,
> Der stolz der Knechtschaft und der Dämmrung Flor
> Durchbrochen mit der Freiheit Meteor,
>
> Hoch in der Sonne glänzte dein Gefieder
> Und scharfen Blickes herrschtest du hernieder —
> Und nun? Und nun! Wie ist dein Schwung gelähmt!
> Wie hat man dich geknechtet und gezähmt.

Wer hat in Staub getreten deine Krone?
Wer weidet sich an dir in frechem Hohne?
Wer hat der Herrschaft Zepter dir zersplittert? —
Sie selber sinds, die einst vor dir gezittert.

Da erscheint über dem gekreuzigten Adler der alte Fritz mit dem Krückstock und ruft:

Nehmt euch in acht! Noch dürft ihr ihm nicht trauen!
Wenn er sich losreißt — scharf noch sind die Klauen!
Und raufet ihr auch frevelnd sein Gefieder —
Nehmt euch in acht, die Schwingen wachsen wieder.

Solchem Ausbruch starken preußischen Selbstgefüls gegenüber rief dann wol Dingelstedt den Berlinern zu:

Kaum hat das kalte Fieber der Deutschomanie euch verlassen,
Bricht in der Preußomanie gar noch ein hitziges aus.
Eine würdige Sache verfechtet ihr; nur mit Verstande
Bitt ich, daß sie zum Spott und zum Gelächter nicht wird.

Die Zustände in Deutschland wurden von Tag zu Tag unerfreulicher, wärend die Bedrohung durch das feindliche Ausland immer empfindlicher ward. Damals sang Graf Strachwitz seine volltönende „Germania".

Land des Rechtes, Land des Lichtes,
Land des Schwertes und Gedichtes,
Land der Freien
Und Getreuen,
Land der Adler und der Leuen,
Und du bist dem Tode nah;
Sieh dich um Germania!

Dumpf in dir, o Kaiserwiege,
Gährt der Keim der Bürgerkriege.
  Tausend Zungen
  Sind gedungen,
Tausend Speere sind geschwungen;
  Fieberträumend liegst du da;
  Schüttle dich, Germania!

Lautes Zürnen, leises Munkeln,
Lüge, die erdolcht im Dunkeln,
  Zucht und Glaube
  Tief im Staube,
Und der Zweifel würgt die Taube.
  Immer ‚nein' und nimmer ‚ja'!
  Sage: ja! Germania.

Auf den Knien, bete, bete,
Daß der Herr dich nicht zertrete;
  Vor dem Zaren
  Der Tartaren
Er dich möge treu bewahren;
  Denn Sibirien ist gar nah,
  Sieh dich um, Germania!

Daß sich Fürst und Volk vertraue,
Dir kein Pfaff das Licht verbaue,
  Daß kein Marat
  Dich verführe
Und dich dann septembrisire;
  Denn die Marats sind schon da;
  Wahre dich, Germania!

Daß dich Gott in Gnaden hüte,
Herzblatt du der Weltenblüthe,
  Völkerwehre,
  Stern der Ehre,

Daß du strahlst von Meer zu Meere
Und dein Wort sei fern und nah!
Hoch dein Schwert, Germania!

In einem anderen Gedichte ‚Deutsche Hiebe', in welchem Strachwitz die Tapferkeit deutscher Landsknechte preist, die den Dogen Doria wie eine eherne Mauer schirmten, ruft er zum Schluß unmutig aus:

So standen die Deutschen ehrenhaft
Für andere im Gefechte,
So focht die deutsche Bärenkraft
Für fremder Herren Rechte.

Doch zupften sie dir am eignen Gewand
Die fremden Diebeskrallen,
Mein Vaterland, mein Vaterland,
Da ließest du dirs gefallen!

Wessen man sich in jener Zeit vom Auslande versah, zeigt Karl Simrocks Gedicht ‚Die Teilung Deutschlands'. Da singt der Chor der Nachbarn:

Uns Nachbarn käm es ungelegen,
Ein einig Deutschland frei und stark:
Ein jeder stemme sich dagegen;
Ein jeder zerr ihm an der Mark.
Geknechtet bleib es und zerrissen!
Sein Stück ihm jeder abgeschlissen!
Mir ein Läppchen, dir ein Läppchen;
Rupft und kehrt euch an kein Schrein.
Kocht dem großen Kind ein Päppchen,
Und geduldig schläft es ein!

Nun kommen die Einzelstimmen der Dänen, Engländer, Polen, Böhmen, Österreicher, Italiener, Schweizer,

Franzosen und Holländer; jeder hat sein Sonder-anliegen; jeder will seinen Bissen, und zuletzt vereinigen sie sich wieder im Chor:

Mit Polens Theilung hats begonnen;
Mit Deutschland endet nun der Tanz;
Die Freiheit wähntet ihr gewonnen
Und darbet bald des Vaterlands!
Wer die zumal nicht weiß zu wahren
Muß beider Untergang erfahren.
Mir ein Läppchen, dir ein Läppchen!
Rupft und kehrt euch an kein Schrein;
Kocht dem großen Kind ein Päppchen
Und geduldig schläft es ein.

Endlich, am 28. März wurde Friedrich Wilhelm IV. von der Frankfurter Nationalversammlung zum deutschen Kaiser gewält. Damals hat wol mancher Sänger zur Feier dieses großen Ereignisses in die Saiten gegriffen. Ich beware noch ein begeistertes Lied meines Großvaters aus diesen Tagen, das mein Vater in Musik gesetzt. Das war verfrüht. ‚Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht.' Der König lente die ihm gebotene Krone ab. — Die ganze Lage, so traurig sie war, forderte zur Satire heraus, und die hat Karl Heinrich Keck denn auch ganz im Stil des Aristophanes geschrieben. Der schleswigsche Dichter ist oft etwas unbarmherzig: aber er hat doch nicht Unrecht, wenn er die bombastischen Redensarten jener Tage in seinen witzigen Wortungeheuern an den Pranger stellt: das ‚Hörtbravoklirschklatschdonnerbrausgewoge',

die ‚Verfassungsoctroyirungsrevision', den ‚Voksſouveränitätserbkaiſerkohl', die ‚Lumpenvolksgeschmeißſchmutzfinkerei' oder das ‚Omnipotenzvolksſouveränitätsprinzip.' — Es wird einem von alledem so dumm, als ging einem ein Mülrad im Kopf herum, und so gings den Leuten damals auch, und wohin wären wir gekommen, wenn es nicht einen ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht gegeben hätte, das preußische Heer; von dem kam die Rettung. Dies Heer war es, welches den frechen, durch Soldatenverfürung ermöglichten Aufstand in der Pfalz und in Baden niedertrat, diesen tollen Hexensabbat, den die Radikalen, die heutigen Sozialdemokraten, angezettelt hatten, um unter dem Vorwande eines Kampfes für die ‚Reichsverfassung' den unglaublichen Versuch zu machen, Deutschland in eine Kantönlirepublik zu verwandeln. Der Prinz von Preußen brachte die Empörer zur Strecke. Es war der gute Geist Preußens, der als echter deutscher Michael den Dämon zurückwarf in den Abgrund — Freilich, es wurde nun scharf gebremst, und der Rückschlag blieb nicht aus: es felte auch nicht an unedler Rache, an feiger Heuchelei und dem hämischen Protzentum gesinnungstüchtiger Bedientenhaftigkeit, und es war daher kein Wunder, wenn gerade die Besten in tiefe Trauer sanken. Da klagte Geibel:

Wohl netzt' ich heiß mit Thränen meine Pfühle
Und rang in Qualen, mich emporzuhalten;
Denn furchtbar brannte dieser Zeiten Schwüle.

Es lag die Welt in grimmem Kampf zerspalten,
Und zu der Heere keinem konnt' ich stehen;
Hier sah ich Wahnsinn, dort Verstocktheit walten.

Das allertiefste Weh war mir geschehen;
Denn meiner Sehnsucht Bild, nun wars gekommen,
Doch wüstverzerrt, ein Greuel anzusehen.
Das trieb mich rastlos um, von Gram beklommen.

Ganz besonders schmerzlich empfand Geibel den Rückzug des deutschen Bundes von dem Befreiungskampfe der Elbherzogtümer, der ihm als offenbarer Wortbruch und als eine Ehrenkränkung Preußens erschien.

Das treibt das Blut mir heiß ins Angesicht,
Daß, wo ich schweifen mag im fremden Lande,
Ich hören muß des deutschen Namens Schande
Und darf nicht sagen, daß man Lüge spricht,
Ob mir vor Scham und Gram darob das Herz zerbricht.

Denn ach, der Mund, einst aller Treue Hort,
Der deutsche Mund, deß Spruch gleich theuren Eiden,
Von Zucht und Wahrheit lernt er, sich zu scheiden;
Zerbrechlich worden ist wie Glas sein Wort,
Und seine Schwüre thaun wie Schnee um Ostern fort.

Und du, o deutsches Schwert, das scharf gefegt,
Durch hundert Schlachten kühn sich Bahn gebrochen,
Wie zagst du, in der Scheide nun verkrochen,
Als wärst du Schilf, das keine Wunden schlägt,
Sobald nur Moskaus Zar die Stirn in Runzeln legt.

Ach, da's um Treu und Muth bei uns geschehen,
Da neigt ihr Haupt und starb die deutsche Ehre —
Fragt nach bei Schleswig zwischen Meer und Meere;
Da liegt sie eingescharrt; die Winde gehn
Mit Pfeifen drüber hin. Wann wird sie auferstehn!?

Treffend wies Simrock darauf hin, wie viel Schuld an dem schweren Mislingen unserer Freiheits- und Einheitsbewegung die blinde Nachamung fremder Vorbilder getragen habe neben einer unerhörten Unkenntnis unserer eigenen Volksart und der geschichtlichen Grundlagen der in Deutschland wirklich vorhandenen ausschlaggebenden Lebensmächte:

. . . Wir sind die Affen der Franzosen;
Wir machen jede Thorheit mit,
Nicht bloß in Röcken und in Hosen,
Auch in politischer Farb und Schnitt:
Ist das nicht eine Schmach und Schande
Dem ganzen deutschen Vaterlande? . . .

In Rom, Athen und bei den Lappen,
Da spähn wir jeden Winkel aus,
Dieweil wir wie die Blinden tappen
Umher im eignen Vaterhaus.
Ist das nicht eine Schmach und Schande
Dem ganzen deutschen Vaterlande? . . .

Tief fülten unsere edelsten Sänger die ungeheure Demütigung, die darin lag, daß die Deutschen sich in entscheidender Stunde so maßlos ungeschickt bewiesen hatten und durch ihre Unfähigkeit, sich zu vertragen, zum Spott des Auslands geworden waren, dessen gebieterischer Einfluß auch auf unsere inneren Angelegenheiten nur allzufülbar wurde. Wieder einmal hatte ‚das Volk der Dichter und Denker' bewiesen, daß es seine irdische Heimat, das Vaterland, würdig einzurichten,

nicht im Stande war. Wehmütig sang damals Spiller von Hauenschild:

— Es ist der deutsche Geist im All verloren,
Der Geist, der die Gedankenwelt beflügelt,
Der uns die Fernen in die Nähe rückte,
Derselbe Geist, der zweimal Rom gezügelt,
Der Geist, der allergrößtes oft geboren,
Der überall die erste Blume pflückte.

Sein Gottesathem drückte
Auf alles Hohe der Vollendung Zeichen;
Er ist in Ost und West, in Süd und Norden
Eins mit dem All geworden,
Der deutsche Geist, dem keiner zu vergleichen!
Er ist der Geist, dem sich die Völker neigen,
Indem sie auf der Deutschen Nacken steigen.

Lange jedoch lebte und webte damals schon unter diesem Geschlechte der Mann, dem es beschieden war, den Deutschen die würdige Heimat zu bereiten, der Mann, für den das einige deutsche Vaterland nicht nur Traum und Dichtung, sondern ein klarer Gedanke, ein bestimmt ins Auge gefaßtes Ziel war. Wer aber von all den deutschen Sängern kannte und erkannte den Prinzen von Preußen!? — Einer doch: Wilhelm Jordan. Diesem Seher und Dichter, der 1849 Marineminister der Centralgewalt in Frankfurt war, ging damals das Verständnis für den künftigen Kaiser Wilhelm auf. In einem an diesen gerichteten Gedichte von Neujar 1871 hat er Zeugnis davon abgelegt:

An zweiundzwanzig Jahre sinds,
Da winktest Du, der Preußenprinz,
Mich hier zum Zwiegespräch nach Tische
Zu Dir in eine Fensternische.
Ich wußte Dir auf Deine Fragen
Nach unsrer jungen deutschen Flotte
Nur wenig anderes zu sagen,
Als daß sie, kaum gebaut, verrotte.
Dann mußt ich Dir das innre Treiben
Des deutschen Parlaments beschreiben,
Das Spiel der Eifersüchteleien,
Das Hadern, Markten der Parteien,
Eh Meisterin die unsre ward,
Und wie wir, an der Gegenwart
Verzweifelnd, dennoch unverzagt
Zuletzt den großen Wurf gewagt,
Mit dem wir auf die Zukunft zählten
Und auf des Rechten Werdemacht,
Als wir, selbst hoffnungslos, verlacht,
Zum Kaiser Preußens König wählten.

„Ja, sagtest Du, o Herr, dagegen
Ihr wart in Vielem zu verwegen.
Erst Schiffe baun, hernach das Reich,
Das war und bleibt ein Jugendstreich.
Doch seid getrost und unverzagt;
Ihr habet nicht umsonst getagt,
Wie lange Zeit es auch so scheine;
Denn unvergessen bleibt das Eine.
Mein fürstlich Wort zum Unterpfand
— Und hier empfing ich Deine Hand —
Einst kommt das Reich, doch nur durch Thaten!“ —
Das wars, was ich von Dir vernahm;

Doch mehr noch wagt ich, zu errathen,
Und schrieb, als ich nach Hause kam:
'Dort seh ich meinen König reiten
Mit aller Stämme Heeresmacht.
Dort fließt der Rhein — Ha, welch ein Streiten!
Sieg! Sieg! Gewonnen ist die Schlacht!
Vom Dome tönt die Krönungsstunde,
Der Kaiserzug zum Römer geht —
Der Münster steht auf deutschem Grunde —
Der Hansa Meeresbanner weht —' *)

So sprach ich wahr als Zukunftsweiser
Durch Dich, mein heilig großer Kaiser.
Verwirklicht sind die Traumgestalten;
Denn Du hast herrlich Wort gehalten.
O Herr, nun mache den Poeten
Durchaus zum richtigen Propheten!
Der Münster steht auf deutschem Grunde —
Nun laß uns auch die große Stunde,
Nach der wir noch verlangen, sehn.
Laß läuten die Karolusglocken
Und uns auf Deinen weißen Locken
Die Kaiserkrone prangen sehn!

---

In die Stille des Jarzehntes nach 1850 trat mit drönendem Schritte der lombardische Krieg und schien die gewaltige Machtfülle des Napoleoniden der staunenden Welt unwiderleglich zu offenbaren. Damals dichtete Geibel seinen 'Gesang der Prätorianer':

*) Gedruckt seit 1854 'Demiurgos' III, S. 239.

Heil dem Gewaltigen, Heil dem Kaiser,
Dem Herrn im blutgen Kriegsgezelt!
Er gibt uns Gold und Lorbeerreiser;
Wir geben ihm dafür die Welt . . .
Ob tausend über tausend sinken,
Was kümmerts ihn? Er zwingt das Glück;
Wir bringen ihm beim Schall der Zinken
Aus jedem Sturm den Sieg zurück.

Dann lobt und kost er seine Meute,
Und was uns zufiel, theilt er ein;
Für ihn der Ruhm, für uns die Beute,
Für uns die Weiber und der Wein . . .
Triumph! Triumph! Und wenn hienieden
Kein Wort mehr schallt als seines nur,
Dann ist das Kaiserreich der Frieden,
Dann ist erfüllt sein hoher Schwur.

Besonders berümt waren die Turcos. Julius Große berichtet, wie sie ihm geschildert wurden:

Da hilft nicht Kampf, noch Flucht, noch Widerstehn;
Nichts ist das Wort; ihr müßt sie selber sehn
Die Bestien der Wüste! Tiefgebückt,
Den Dolch im Gurt, das Bajonett gezückt,
Anschleichen sie den Feind, gekrümmt die Tatze,
Anspringen sie mit wildem Tigersatze,
Unwiderstehlich würgend, stürzend, stürmend
Zu Leichenhaufen ihre Leiber thürmend.
Kein Zuchtgesetz, kein menschliches Gebot
Gilt diesen Scharen, die geweiht dem Tod.
Kein Heiligthum, das nicht die Teufel schänden,
Kein Gott errettet euch aus solchen Händen.
Und solche Schurken sind des Kaisers Macht,

Zehntausend hetzt er auf das Feld der Schlacht,
Zehntausend Bestien auf Europas Heere,
Da gilt es kämpfen für der Menschheit Ehre!

Der thüringische Dichter aber erwidert:

Wohlan! Noch eh ein Jahr im Sturm entfloh
Und hausen kann die Schar hier ebenso.
Wo seid ihr deutsche Männer, seid bereit!
Lebt ihr noch heute, dann gedenkt der Zeit,
Da Commodus nach Deutschland einst gezogen
Und Löwen sandte durch der Donau Wogen.
Die ‚gelben Hunde' fanden wenig Brot;
Die Markomannen schlugen gleich sie todt.

Mit größerer Sorge aber noch als die drohende Macht Frankreichs erfüllte Deutschland die wachsende Eifersucht Österreichs und Preußens. Es war kein gutes Zeichen gewesen, daß Österreich in übereiltem Frieden lieber die Lombardei geopfert hatte, als daß es Preußen die Feldherrnschaft der deutschen Heere zugestanden hätte. Immer mer erkannte man, daß die deutsche Frage eine Machtfrage zwischen Preußen und Österreich war. Zum 50jährigen Jubelfeste der Leipziger Schlacht sang Geibel in ernster Ode ein manendes Wort der Versönung.

Den Tag des Ruhms zu feiern am Siegesmahl
Der Muse rief ich festlichen Saitenspiels;
Doch kam sie nicht; es kam statt ihrer
Stählernen Schritts die gewaltige Schwester,

Die Schicksalszeugin, die der Geschlechter Schuld
Und Thaten wägt und, ernster Betrachtung voll,
Den Völkern viel zum Trost und viel auch
Warnend erhobenen Fingers kündet.

Die hohe Stirn umschattet, den Adlerblick
Gewandt auf fernher dämmernder Zeiten Bild
Von Hellas hub sie an, und sprachlos
Lauscht ich, im tiefsten Gemüth erschüttert.

Denn bist nicht du, mein heiliges Vaterland,
Des Geistes voll wie Hellas, und bist du nicht,
Auch du gewachsen gleich des Rebstocks
Purpurner Frucht in getrennten Beeren?

Und weil des reicheren Lebens Zersplitterung
Zwei Gipfeln zustrebt, frißt er an Dir nicht auch,
Von Aschen kaum umhüllt, der rastlos
Glimmende Hader Athens und Spartas? . . .

O des gedenkt, ihr beiden Gewaltigen,
Die uns ein Gott zu Hütern des Reichs gesetzt,
Ihr Adler Deutschlands, und wenn heute
Zu des erhabensten Siegs Erinnerung

Ihr Freudenfeuer zündet, so werft zuerst
Der alten Zwietracht rauchenden Brand hinein,
Und, statt mit abgewandten Häuptern
Finster zu grollen, begeht auf Leipzigs

Glorreichen Schicksalsstätten ein Sühnungsfest,
Und, Hand in Hand vorschreitend dem deutschen Volk,
Wählt anderen Pfad! Denn dieser führt uns
In die Gefilde von Chäronea.

Wirklich schien es, als hätten die Gewaltigen des Dichters Wort erhört; denn im nächsten Jare zogen Preußen und Österreich vereint nach Norden, um den Übermut der Dänen zu dämpfen und Schleswig-Holstein dem Deutschtum zu erhalten. Jubelnd begrüßt Geibel ihr Zusammenwirken:

Wir waren allsolang im Traum gelegen,
Daß unsrer Kraft Gedächtniß schier entschwunden;
Ein schwüler Zauber hielt den Sinn gebunden;
Da blitzt es auf — o jeder Blitz ein Segen!

Ich grüße dich, du heilger Feuerregen,
Du Sturm des Zorns nach so viel bangen Stunden!
In deinen Flammen werden wir gesunden,
Und jauchzend schlägt dir diese Brust entgegen.

Vorbei ists endlich mit dem Dräu'n und Rügen;
Es sprießt die That, wo Worte nicht verfingen;
Das Schwert durchhaut das Schmachgeweb der Lügen.

Vorwärts ihr Adler mit den starken Schwingen!
Schon athmet Deutschland auf bei euren Flügen
Und stimmt die Harfen, euren Sieg zu singen.

Der Kanonendonner von Düppel fand lauten Widerhall im Vaterlande. „Was klingt aus den Städten wie helles Festgeläut" begann Geibel seinen Feiergesang und schloß ihn mit den Worten:

Im sonnigen Meere neu spiegelt sich aufs neu
Die preußische Ehre, die alte deutsche Treu;
Und war sie geschändet, wie strahlt sie doppelt rein;
Und habt ihr sie verpfändet, ihr löstet sie ein.

Ihr Meister der Staaten und geht ihr nun und tagt,
So woll euch Gott berathen, auf das ihr nicht zagt!
Sprecht: Nichts von Vertragen! Nun bleibt es dabei,
Der Feind ist geschlagen und Schleswig ist frei.

Wie Geibel, so setzte auch Hesekiel dem Feldwebel Probst und dem Major von Beeren ein schönes Denkmal im Liede. Den Übergang nach Alsen besang Fedor von Köppen, und den gesamten Feldzug in kurzangebundenen treffenden Worten Theodor Fontane beim Einzug in Berlin am 7. Dezember 1864:

Halt! der ganze Waffenblitz
Präsentirt vor König Fritz.
Alles still; kein Pferdegeschnauf;
Zehntausend blicken zu ihm auf;
Der neigt sich leise und lüpft den Hut:
„Concedire, es war gut!“

Inzwischen aber hatte sich Preußen zu dem entscheidenden Waffengange mit Österreich zu rüsten und fand dabei einen uns heut schier unbegreiflichen Widerstand in seiner eigenen Volksvertretung. Die Leute hatten Oren und hörten nicht, Augen und sahen nicht; sie waren verblendet durch und durch. Sie alle wollten die Einigung Deutschlands; aber sie wollten den Weg nicht gehen, der der einzig gangbare war, den der Pfadfinder Bismarck gefunden und den zu wandeln, schweren Herzens, König Wilhelm sich entschloß. Sie alle wollten die Einigung Deutschlands; aber sie wollten das Mittel dazu, das starke Heer, dem Könige, der es ge-

schaffen hatte, wieder aus der Hand winden. Das Ziel wollen und fordern, Weg und Mittel dazu aber verweigern, das ist ja leider von alters her deutsche Art, und darum war auch diese grundsätzliche Gegnerschaft, die rechte Verkörperung einer echt deutschen Geisteskrankheit, tatsächlich volkstümlich. Bleigewichte hing der „Fortschritt", selbst stille sitzend, dem Fortschreitenden an den Fuß und erntete dafür auf allen Volks-, Sänger-, Schützen- und Turnfesten begeistertes Lob.

Ein Bild von diesen Stimmungen habe ich selbst in einem Gedichte gegeben, das im Dezember 1865 in der „Vossischen Zeitung" erschien und das an die Ausstellung der Bruchstücke des Bandelschen Hermannsdenkmals anknüpft, die kurz vorher auf dem Bremer Schützenplatze stattgefunden hatte.

Das war zu dem deutschen Schützenfest
Im handelsstolzen Bremen,
Von Süden und Osten, vom fernsten West
Zogs her in bunten Strömen.

Das war auf dem Bremer Schützenplatz;
Hei! wie die Büchsen knallten —
Wer wird den Preis aus dem silbernen Schatz,
Den leuchtenden, reichen erhalten!?

Und horch! Auf dem Volksplatz nahebei
Um Buden und Bühnen welch Tosen!
Da halten sie Reden von deutscher Treu'
Und trinken und würfeln und kosen.

Was aber blitzt im Sonnenglanz
Hoch über den Budengassen,
Ragt über der Fähnlein flatternden Kranz
So stolz und so verlassen?

Tritt hin und lies! — „Dies ist das Schwert
Von Hermann. Wer zu sehen
Des ehrnen Standbilds Haupt begehrt
Mag in die Bude gehen! —"

Du folgst dem Wink, und wunderbar
Entragt — ihn stolz zu melden —
Dem Bretterdach das Schwingenpaar
Vom Adlerhelm des Helden.

Zurück den Vorhang! Vor dir steht
Im Sand das Haupt des Riesen —
Wer hat die Macht und Majestät
So tief in Staub gewiesen!?

Was schaust du Königsangesicht
Nicht hoch von Bergeshöhen?
Was laßt ihr Adlerflügel nicht
Den Waldsturm euch durchwehen?!

— — Schau hin! Sieh' dort das Becken an,
Da sammeln sie kärgliche Groschen!
Schau hin! Kennst du den alten Mann?
Wie ist sein Blick erloschen!

Der ist der Meister! Der hat es erdacht
Das Bild in Jugendtagen,
Das sollte blank in Waffenpracht,
Weit über die Lande ragen.

Einträchtig sollt' es sich Deutschland weih'n
Zu einer verkörperten Ahnung;
Der Freiheit sollt' es ein Denkmal sein
Und künftiger Einheit Mahnung.

Und zündend fuhr der Gedanke schnell
Ins Herz der deutschen Jugend;
Da sang es und klang es in Liedern hell
Von fester Cherusker-Tugend.

Da hofften die Künstler begeistert zu schau'n
Das Urbild urwüchsiger Helden,
Da fühlten die minniglich deutschen Frau'n
Im Herzen sich echte Thusnelden;

Da hat der Meister nicht lang überlegt,
Hat kühn das Werk begonnen;
In Erz hat stolz die Hand geprägt,
Was schön das Herz ersonnen. —

Und nun? Was schüttelt er heut das Haupt? —
Sieh' seiner Hoffnung Trümmer:
Ein Schwert — des Heftes noch beraubt,
Haupt — ohne Rumpf noch immer!

Er spricht zu Dir: — „Von Fest zu Fest
„Wand'r ich, mein Werk zu zeigen.
„Der Volksmund sagt ja: Liebe läßt
„Zum Betteln niedersteigen.

„Ein Zehntel deß, das hier verpraßt —
„Hätt' ich's, wie ragte balde
„Mein Hermannsbild im Waffenglast
„Vom Teutoburger Walde!

„Doch ach! . . . . .“ Er neigt in seine Hand
Die Stirn; er schleicht von hinnen. — —
— ‚Was ist des Deutschen Vaterland?‘
Klingts plötzlich in dein Sinnen.

Vorüber zieht 'ne Schützenschar,
Die singt das Lied der Fragen,
Singts wohl noch manches liebe Jahr —
Wer wird einst Antwort sagen!?

Da ists, als reget leise sich
Der Hermannskopf, als rauschet
Der Adlerfittig — sicherlich
Das Haupt des Helden lauschet!

Und sieh, es fliegt um seinen Mund
Ein Zug von Spott und Trauer;
Die Hütte bebt, es schwankt der Grund,
Es weht wie Geisterschauer.

Horch, horch, es redet! — „Immerdar
„Klingt mir der Sang zu Ohren;
„Die meiner Tage Stempel war,
„Die That ging euch verloren!

„Ihr habt die seltene Kunst entdeckt,
„Das Große zugleich zu wollen
„Und nicht zu wollen. Das Hoffen schmeckt
„Zu gut euch Sehnsuchtsvollen.

„Wohl ward in Preußen euch Deutschlands Haupt
„Vollkräftig und edel geschaffen!
„Noch fehlt ihm der Rumpf — Ihr haltet beraubt
„Des Heftes die schönste der Waffen!“

— So sprach das Haupt; dann war's verstummt,  
War erzen, ohne Regung;  
Doch auf dem Volksplatz braust und summt  
Gewaltiger Massen Bewegung.

Hinaus auf den Platz! — Ein wogender Ring  
Lauscht wirrer Reden Gleißen.  
Beifallsgemurmel im Kreise ging —  
Der Redner schmähte ja Preußen.

Endlich kam es zu dem so lange gefürchteten gewaltsamen Zusammenstoße zwischen Preußen und Österreich. Der aber fürte nicht, wie Geibel in banger Sorge geweissagt hatte, nach Chäronea, sondern, Dank der Weisheit König Wilhelms, Bismarcks und Moltkes, Dank der Tapferkeit des preußischen Heeres, nach Königgrätz. Ungeheuer, alles überwältigend war der Eindruck, den die Nachricht von dem glänzenden Gewinne dieser größten Schlacht unseres Jahrhunderts auf Deutschland, auf Europa machte. Und doch war der gewaltigen Kunde, die wie Posaunenschall über die Lande tönte, ein neue Sorge weckender Miston beigemischt: die Nachricht von der Abtretung Venetiens an Napoleon. — Wie man damals in Berlin empfand, möge wieder ein Gedicht aus der Vossischen Zeitung leren.*)

*) Von M. J. Voß. Ztg. 5. 7. 66. — Im Übrigen hat der Feldzug von 1866 nur überaus wenige Gedichte hervorgebracht: er war dazu von Anfang an nicht volkstümlich genug und in seinem Verlaufe zu glücklich und — zu kurz!

O Sohn des Lichts, du starker Flügelschwinger,
Der göttergleich aus unsrer Mitte stieg,
Du Lorberbrecher, Palmenwiederbringer,
Sei uns gegrüßt, du königlicher Sieg!

Du schwingst dich auf, und alle Völker schauen
Zu dir empor, geblendet und erschreckt;
Du schüttelst Deinen Schild, und dumpfes Grauen
Hat jäh zu Boden Deinen Feind gestreckt.

Doch, so vom Blitz zerschmettert, schleicht er zagend
Zu eines Fremden Füßen; todtenblaß
Bringt er das schwerste Opfer, Schmach ertragend,
Weil er nur eins noch athmet, heißen Haß.

Du fühlst ihn nicht. In Sonnenhöhe tragen
Dich Ruhmesruf und Jubelsang empor,
Und solcher Flügel sturmgewaltges Schlagen
Tönt wie der Gottheit Stimme uns ins Ohr.

Mag denn um der geschenkten Beute willen
Ein neuer Feind im Felde uns erstehn,
Mag sich der Himmel wetterschwarz verhüllen:
Du wirst als Führer leuchtend vor uns gehn!

Du Sohn des Lichts, Du starker Schwerterschwinger,
Der göttergleich aus unsrer Mitte stieg,
Du Lorberbrecher, Palmenwiederbringer,
Von Dir, zu Dir, du königlicher Sieg!

Frankreich wagte uns doch nicht anzugreifen! Zu gebieterisch wirkte der Anblick dieser preußischen Heere, die unwiderstehlich durch Süddeutschland und Mähren gegen die Donau vordrangen. In stolzer Front, „ein Volk von Denkern und Soldaten, so standen sie vom

Rhein zu den Karpathen". — Die Gegner machten ihren Frieden mit Preußen, und die so oft beklagte übergroße Zal selbständiger Landeshoheiten wurde heilsam beschränkt durch die Einverleibung von Hannover, Hessen, Nassau, Frankfurt und der Elbherzogtümer in den preußischen Stat. Wol sah so manches treue Herz wehmutsvoll auf das Ausscheiden der Deutschösterreicher aus dem Verbande des gemeinsamen deutschen Vaterlandes; aber man mußte sich sagen, daß es unvermeidlich gewesen, und man tröstete sich mit einem stillen „Auf Wiedersehn!" Hatte Bismarcks weise Mäßigung doch dafür gesorgt, daß die Wiederanknüpfung neuer Bundesbeziehungen nicht unmöglich war. — Gegenüber diesem Verluste aber: welch ein Gewinn! Alle Gebiete rechts des Mains umschloß der festgeschürzte norddeutsche Bund, zu dessen Volksvertretung übrigens auch die Südstaten, falls es Fragen des Zollvereins galt, ihre Abgeordneten sendeten. Der Vaterlandsgedanke trat hier unter etwas verwickelten Formen auf; aber wie mächtig er war, das beweist die Möglichkeit, daß Bismarck, unmittelbar nachdem er die Südstaten zum Frieden gezwungen hatte, schon feste Schutz- und Trutzbündnisse mit ihnen abschließen konnte, die freilich zunächst geheim gehalten wurden. Der König Wilhelm war der Feldherr, der hohe Herzog aller Deutschen! Und dies ist es, worin der Vaterlandsgedanke seinen eigentlichsten, einfachen, jedermann verständlichen Ausdruck fand. Das empfand auch der Dichter, das sprach

er aus. Als daher das Offiziercorps der Berliner Landwer ein Sieges- und Friedensfest feierte und zunächst „Wallensteins Lager“ aufgefürt hatte, trat der Dichter als Herold vor*) und sprach vergleichend:

. . . Ach, jene dunkle Zeit beschwor das Spiel,
Da unser deutsches Volk durch dreißig Jahre
Vom schwersten Völkerleiden unterjocht.
Dies schöne Land, das liebevoll der Himmel
Maßvoll und gütig überall bedacht,
Zum Siechenlager war es da geworden,
Auf dem das Volk in namenloser Pein
Nach Frieden rang und Fieberkrämpfe fand.
Wie lag es oft in stumpfem Brüten da,
So daß man es gestorben wähnen konnte,
Fuhr wieder auf und raste wild umher,
Und als ihm endlich, endlich Ruhe wurde,
Da war es arm und elend, war geknickt.

Ja, herrlich ist der Krieg, wenn er uns schnell
Wie der Gewittergott vorüberwandelt,
Wenn reinigend durch schwüler Dünste Nebel
Sein heller Blitz aus Donnerwolken zuckt
Und neu aufathmend rings das weite Land
Des Gottes goldner Segenspur sich freut.

Doch fürchterlich, wenn Tag für Tag das Grau
Des düstern Himmels matt und bleiern lastet,
Wenn unerbittlich, unabänderlich
Des Regens eisge Ströme niederrauschen,

---

*) Max Jähns: Zur Festlichkeit des Offiziercorps der Berliner Landwer am 29. Novbr. 1867.

Bis sich das Meer im tiefsten Schooß empört
Und hoch und höher steigt, bis alle Lande
Weit überschwemmt sind von des Krieges Sündfluth.

Und also wars im dreißigjährgen Krieg. —
So mög' es niemals, niemals wieder werden!
Doch nein! So kanns auch niemals wieder werden!

Denn nicht in selbstgeschaffner Ohnmacht schwelgend
Und in dreihundertfältiger Zersplitt'rung
Das höchste Heil des deutschen Lebens suchend,
Nein, neu aus Krieges Donnerglut geboren
Erhebt das einge Vaterland sein Haupt
Und steht vertrauensvoll zu Preußens Banner.

Nicht mehr wie sonst, dem irren Vogelflug
Von hundert bunten Wappenvögeln folgend,
Treibt durcheinander wie im Wirbelsturm
Der Deutschen kriegestüchtig Heeresvolk —
Nein eines Adlers stolze Sonnenbahn
Und eines königlichen Feldherrn Wink,
Weist nun den Weg dem Süden wie dem Norden.
Und was sich lang in Eifersucht gemieden.
Was sich verbunden selbst des Reiches Feind,
Um einen König steht es jetzt vereint!

— Nicht mehr des Krieges wegen führt den Krieg
Ein Heer von Söldnern, jenem Ritter gleichend,
Der von des siebenköpfgen Drachen Hals
Ein Haupt nur schlägt und Kraft zum zweiten Hiebe
Erst wieder fühlt, wenn nachgewachsen schon
Aus giftgem Blut das abgeschlagne Haupt,
Sodaß nur neuen Krieg der Krieg gebärt
Vielmehr dem Göttersohne Siegfried gleich

Schlägt siegend jetzt mit einem mächtgen Hiebe,
Um Frieden sich und aller Welt zu schaffen,
Den Drachen todt ein ganzes Volk in Waffen.

Und mit diesem Heere hat Deutschland dann den glorreichen Kampf in Frankreich ausgefochten!

Es ist fesselnd zu sehen, wie die große Zeit dieses unvergleichlichen Krieges sich in der vaterländischen Dichtung widergespiegelt hat.

Als um die Mitte des Juli 1870 klar wurde, daß die Franzosen den Krieg vom Zaune brechen wollten, da vermochte man das in Deutschland anfangs gar nicht zu begreifen. Heinrich Viehoff erwartet, daß wenn man nur Beckers Rheinlied mit einem vollstimmigen Chor aller deutschen Kelen anstimmen wolle, die Wirkung ebenso sein werde wie 1840.

Noch einmal trutzig schalle
Das Lied vom deutschen Rhein!
Und wenn ihrs mitsingt alle,
Sie lassens jetzt auch sein!

Emil Ritterhaus fordert die Franzosen freundlich auf, dem Rufe des Despoten Napoleon „Zu den Waffen!" mit tausendfachem „Nein!" zu antworten. Er kannte die Gallier schlecht! Schier erstaunt ruft Hermann Grieben:

Da schlag ein Donnerwetter drein!
So soll denn Blut und Eisen
Am deutschen Rhein die Losung sein
Und deutsches Recht erweisen?

Freilich so war es. Vergeblich rief **Julius Grosse** dem Feinde zu: „Auf die Kniee Frankreich vor dem erhabenen Richterstul der empörten Menschheit!“ Die Menschheit zeigte sich keineswegs aufrichtig empört; Europa blieb weislich neutral: die einen lauernd, um bei der ersten Niederlage über uns herzufallen, die andern ganz darauf erpicht, wärend des Krieges bessere Geschäfte zu machen. Als Bismarck die Zettelungen Benedettis gegen Belgien veröffentlicht hatte, tat man in England vor Entrüstung außer sich und bot gleichzeitig den Franzosen jede Art von Kriegsmaterial zum Kaufe an.

„Ein Schrei des Abscheus geht durch die Nationen;
Wut und Entrüstung füllt das Inselland“ —
(Braucht ihr zufällig noch Patronen?
Ich liefre sie nach Preiscourant.)

„Kein schwärzeres Verbrechen sah die Erde;
Ehrlosere Gewalttat sah sie nie!“
(Vortrefflich eignen meine Pferde
Sich für die leichte Kavallrie!)

„Die Presse Englands grollt wie Meeresbrandung,
Und Parlament und Volk ruft laut zur Tat.“
(Sandsäcke für die Küstenlandung
Sind auf Bestellung stets parat.) . . .

„So meine Wünsche, meine Friedensmühen
Gerecht verteilend, bleibe ich neutral.“
(Deutschland beziehe billge Sympathien
Und Frankreich teures Kriegsmaterial.)*)

*) Julius Lohmeyer.

Wir waren auf uns selbst angewiesen; doch Gottlob! Wir waren einig! Frölich schildert Adolf Katsch „Wie die Einheit plötzlich den Deutschen über den Hals kam"; es war das, was der Würzburger Hub ‚das deutsche Plebiscit' nannte, und ganz richtig sang Otto Gruppe:

O keines Rufes um zu wecken bedarfs in dieser ernsten Zeit;
Wie groß die Opfer und die Schrecken; wir stehen fest, wir sind bereit.

Ganz Deutschland stimmte ein in den Ruf Julius Wolfs: „Vorwärts mit Gott! Ein Rückwärts gibt es nicht!" — „Du dachtest nicht an Kampf und Streit" sang Freiligrath der Germania zu:

In Fried und Freud und Ruh
Auf deinen Feldern weit und breit
Die Ernte schnittest du.
Bei Sichelklang, im Ährenkranz
Die Garben fuhrst du ein:
Da plötzlich, horch, ein andrer Tanz!
Das Kriegshorn überm Rhein!
Hurrah! Germania!

Da warfst die Sichel du ins Korn,
Den Ährenkranz dazu;
Da fuhrst du auf in hellem Zorn
Tief atmend auf im Nu,
Schlugst jauchzend in die Hände dann:
Willst dus, so mag es sein!
Auf meine Kinder, alle Mann!
Zum Rhein! Zum Rhein! Zum Rhein!
Hurrah! Germania!

Diesem einfach schönen Liede ließ dann der orient-frohe Dichter noch die wuchtig drönende Ode folgen:

> Wie der Wolf, der Assyrer, in klirrender Pracht
> Einbrach in die Hürden Judäas bei Nacht,
> Wie der Perser, der Ketten anlegte dem Meer,
> Über Hellas ergoß sein barbarisches Heer . . .

ein übrigens prachtvolles und wahrsagendes Gedicht. Denn Freiligrath hatte Recht:

> Nur Geduld! Noch ein Tag — und ein rächender Blitz
> Flammt den Frevler, den Zuaven im Purpur, vom Sitz!

Wilhelm Hertz sang ein schönes „Tagelied" in altdeutscher Weise; Julius Sturm tröstete die deutschen Frauen; Gutzkow schrieb einen poetischen Feldzugs-katechismus, und in einer großen Volksversammlung zu Dresden stimmte Rudolf Genée sein loderndes Braut-lied an:

> Nun zum großen Festestage
> Schmücke dich, Germania,
> Denn dein Ritter, denn dein Freier
> Denn dein Räuber, er ist da.
> Schmücke dich mit allem Reize,
> Doch nicht bräutlich mit dem Kranze;
> Eisen decke deine Locken
> Zu dem großen Waffentanze!
>
> Treu geharrt hat lang der Freier,
> Lange schon nach dir begehrt;
> Sei er drum bei seinem Kommen
> Nach Gebür von dir geehrt!

Horch! Sein festlich Nahen kündet
Schon der Donner der Kanonen,
Und die heißen Liebesgrüße
Zält man bald nach Millionen.

Reiche Festgeschenke fürt er
In dem Zuge für die Braut:
Beduinen, Turcos, . . . Affen —!
Wie wir nie zuvor geschaut!
Ist zu segnen dieses Bündnis
Noch kein Priester in der Nähe?
Nun, so seis auch one Pfaffen —:
Das wird eine wilde Ehe!

Flammend ganz in Liebesgluten
Steht geschmückt Germania;
Denn ihr Ritter, ihr Getreuer,
Denn ihr Räuber, er ist da.
Preß ihn in die Arme, daß er
Deine Liebe ganz erfare —!
Und den toten Freier schleppe
Hin zum festlichen Altare.

Neben dem grimmigen Humor dieser Dichtung stellt sich in feierlicher Hoheit Geibels „Kriegslied“:

Wir träumen nicht von raschem Sieg,
Von leichten Ruhmeszügen;
Ein Weltgericht ist dieser Krieg
Und stark der Geist der Lügen;
Doch, der einst unsrer Väter Burg,
Getrost, er fürt auch uns hindurch.
Vorwärts!

„Einer der nicht mit darf“ veröffentlichte in der schwäbischen Volkszeitung ein schönes Lied:

Trompeter blas! An den Rhein, an den Rhein!
Hört ihr seine Wogen grollen?
Sie schießen dahin mit Gewitterschein;
Sie zürnen wie Donners Rollen;
Sie bäumen wie knirschende Rosse sich hoch:
„Woll'n sehn, wer uns zwingt in das fremde Joch!"
Und das Echo der Felsen schmettert drein:
Blas, blas Trompeter! Zum Rhein, zum Rhein!

Trompeter blas! An den Rhein, an den Rhein!
Vernamt ihr der Lurley Singen?
„Ihr Büblein von drüben, willkommen sein!
Mein Liedlein soll lustig euch klingen:
Mein Brautlied, mein altes, das lautet: Tod!
Mein Brautkleid färbt ich mit Blute rot;
Brautfürer sollen die Deutschen sein —
Blas, blas Trompeter! Zum Rhein, zum Rhein!

Trompeter blas! An den Rhein, an den Rhein!
Zu Achen krachen die Grüfte.
Es schreitet der Kaiser im Mondenschein
Zum Rhein durch die brausenden Lüfte.
Zu Rüdesheim pflanzt er das Banner auf —
Vom Odenwald rasselt im rasenden Lauf
Durch die Nacht hernieder der Rodenstein:
Blas, blas Trompeter! Zum Rhein, zum Rhein!

... Blas, blas Trompeter! Zum Rhein, zum Rhein!
Ihr Brüder, hört ihr es schmettern?
Die Helden sollen zufrieden sein
Mit uns in des Sturmes Wettern!
Die Fane hoch und die Schwerter scharf!
O glücklich, glücklich, wer reiten darf,
Wenn es tönt landaus, wenn es tönt landein:
Trompeter blas! An den Rhein, an den Rhein!

Schon jetzt aber vereinigen sich eine Menge von Stimmen, welche als des Krieges Ziel die Einname der feindlichen Hauptstadt bezeichnen. „Nach Paris, nach Paris!" klingt der Kerreim eines Kampfgesangs von Adolf Bube; Gustav zu Putlitz singt:

Nun treten an wir das Vermächtnis
Das uns der Väter Taten ließ,
Und leuchtend steht uns im Gedächtnis
Heut Leipzig, Waterloo, Paris —

Da tönt das Lied von Julius Rodenberg:

Nach Paris! Nach Paris! — Das stolze Wort
Klingt mir in dem Herzen immer fort.
Dumpf rauschet der Rhein mit Macht, mit Macht,
Wie er rauschte in jener Dezembernacht!
Und die deutschen Heere stehn kampfbereit,
Umbraust von den Klängen aus alter Zeit;
Und die alten Namen beleben sich neu
Und die alten Schwüre von Lieb und von Treu —
Und das Losungswort hieß, wie es damals hieß:
Wolauf für den Rhein — nach Paris! nach Paris!

Schon in den drei letzterwänten Gedichten hallt die Erinnerung an die Befreiungskriege kräftig nach; denn Tausende empfanden wie Georg Scherer: „Der Väter Geist lebt in uns allen, und unsere feste Burg ist Gott!" Besonders galt das natürlich von den Alten. Der greise Hans Maßmann, ein Altersgenosse König Wilhelms, rief die Geister Arndts, Jahns und Körners auf, die Jugend zu begleiten.

Karl v. Holtei, der auch die Freiheitskriege miterlebt, mante zur Einigkeit und weissagte:

Aus der Geschütze Krachen
Ertönt zuletzt auch hier
Des alten Wortes Pracht:
Er wänt es schlimm zu machen;
Gott hat es gut gemacht.

Wilhelm Jensen erinnert an die Teilname König Wilhelms an dem Sturm auf Lavilette im Jare 1814:

Ein Knattern, ein Krachen, ein Fauchen,
In tötlicher Melodie!
Aus wirbelndem Rauche tauchen
Dort Türme: Nôtre dame de Paris.

Das ists, worauf wir vertrauen!
Durch Grauen und Finsternis
Wirst o König noch einmal Du schauen
Vom Montmartre hinab auf Paris!

Herrmann Hoffmeisters Gedicht begleitet den König an das Grab seiner Mutter in Charlottenburg und gedenkt der an dieser feierlichen Stätte beschlossenen Erneuerung des Eisernen Kreuzes; Heinrich von Treitschke aber singt mit heller Stimme sein „Lied vom schwarzen Adler:"

Mächtig rauschen deine Schwingen.
Hellen Auges, schwarzer Aar
Schaust du auf die blanken Klingen
Deiner deutschen Heldenschar.
O wie oft, seit du entflogen
Deiner schwäbschen Heimatburg

Bist du siegreich ausgezogen
Zwei Jarhunderte hindurch!
Unser Volk mit frohem Anen
Folgte deinen Herrscherbanen:
„Wird uns neu versunknes Glück
Kert der Staufer Reich zurück? . . .“

König Wilhelm, fest im Norden
Bautest du das deutsche Reich.
Wär' es heut vor fremden Horden,
Deinen großen Vätern gleich!
Für' uns heut auf schönre Banen
Der du Habsburgs Heere schlugst.
Deutschland folgt den stolzen Fanen
Die du jüngst gen Böhmen trugst.
Nimm der Staufer heilge Krone,
Schwing den Flamberg der Ottone,
Unsres Reiches Zier und Wer —
Deutschland frei vom Fels zum Meer.

Da war also der Gedanke von Kaiser und Reich. Eben diesem widmete auch Wilhelm Jordan sein kraftvoll herzliches ‚Reichslied‘:

Nun seid bereit mit Gut und Blut
In jedem deutschen Stamme
Nun lodre deutscher Mannesmut
Als himmelhohe Flamme . . .
Wir sollen — fragt nicht länger wie —
Nun oder nie
Das deutsche Reich erstreiten.

Froh sang Hugo von Blomberg:

Der du den Vätern beigestanden
Im Drange mancher heißen Schlacht,
Da sie von fremder Knechtschaft Banden
Die teure Heimat frei gemacht,
Der du vom Tage bei Großbeeren
Bis Waterloo dich offenbart —
O sei mit deinen Himmelsheeren
Heut wieder bei der deutschen Art! . . .

Willkommen Baiern, Sachsen, Schwaben,
Ihr Brüder all in Nord und Süd!
Der Zwietracht Fluch ist heut begraben,
Der uns so oft mit Scham durchglüht.
Es geht um unser Ein und Alles:
Heraus die Klingen! Stimmet ein!
Und weit durch alle Gaue schall es:
Das ganze Deutschland soll es sein!

Und du, dem Gott zum heilgen Streite
Des Rächers Cherubschwert vertraut,
Mein König! Steig zu Roß und reite
Dem Sieg entgegen wie zur Braut!
Wir stehn zu dir und deinem Trone;
Wir stehen ein mit Gut und Blut,
Bis Kaiser Rotbarts goldne Krone
Auf deinem Silberscheitel ruht.

Alexander Kaufmann läßt den bergentrückten Kaiser erwachen und sprechen:

Das deutsche Volk ist einig, einig!
O bleib auch einig, ruft dein Held,
Und mit dem weißen Schild erschein ich
Zur Völkerschlacht im Walserfeld.

Just so singt Xaver Seidl:

Nun ziehn die Raben fort vom Berg;
Der Zauber wird gelöst,
Nun kommt die Zeit, da du aufs neu'
Mein deutsches Reich, erstehst.

Und dies Kaiserreich, so tröstet Genée, „dies Kaiserreich, das ist der Friede."

Mit dem Kaisergedanken trat denn auch der ihm von alters her verbundene der Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen auf. „Ihr habts gewollt!" ruft Julius Grosse:

Weil uns die heilge Frucht
Der Einheit reifte und der deutschen Treue
Entfesselt ihr des Kriegs Dämonenwucht.

Ihr wollts! Ist doch die Rechnung keine neue:
Zweihundert Jar schon pralt ihr mit dem Raub
Von deutschen Ländern one Scham und Scheue.

Noch blüht die Schmach, so lang der Eiche Laub
Im Elsaß grünt und deutsche Rosen sprossen,
So lang in Straßburg schlummert Erwins Staub. —
Ihr habts gewollt! Diesmal wird abgeschlossen.

Ein anderer Terzinendichter, Hans von Bergen, wendet sich an die Deutschen:

Wolan denn, Söne Teuts, greift zu dem Schwerte,
Holt euch die Braut, die hohe Stadt vom Rhein,
Und fürt sie wieder heim zum deutschen Herde!

Nachdrücklich lautet der Kerreim von Hermann Rollets „Kampfruf": „Und Elsaß ist der Preis." Allen

aber ist klar, daß die verlorenen Lande nur heimgebracht werden können, wenn eben das Reich wieder errichtet wird. Darum singt Felix Dahn:

> Mit Einem Zeichen nur gewinnen
> Das alte Reichsland könnet ihr:
> Pflanzt auf der freien Straßburg Zinnen
> Des neuen deutschen Reichs Panier.

Und Moritz Carriere rät gar: „Dann lasset uns in Straßburgs Dom das Haupt des neuen Bundes krönen!"

Es ist etwas ungemein Zuversichtliches in all diesen Dichtungen, und wenn auch Franz von Löher am Tage der Kriegserklärung klagte: „O Vaterland, dein Weheruf mir jammernd durch die Seele geht!" so war doch, im Liede wenigstens, von solchen Weherufen nichts zu hören. Im Gegenteil, sie hallten sofort wider von einem ser lebenskräftigen Humor. Mit der größten Bestimmtheit versichert Emil Taubert, daß die deutschen Reben keine wälschen Zecher im Rheingau leiden würden; Herrmann Kletke singt:

> Kommt ein Fuchs zum deutschen Rhein;
> Trauben naschen möcht er;
> Doch sie werden sauer sein,
> Meint des Rheines Wächter.

Unter launigem Hinblick auf die Turkos verweist Wilhelm Jensen auf ein altes Orakelwort:

> Wer gedenkts noch „Es wird ein Kaiser
> Aufs neue um Germanien frein,
> Wenn zum letztenmal die Türken
> Ihre Rosse tränken im Rhein."

Roderich Benedix sieht im Geiste schon den Wunsch der Franzosen, nach Berlin zu spazieren, durch Scharen von Gefangenen erfüllt:

Und finden sie nicht alle Wonung
In unsrer schönen Stadt Berlin,
So füren wir sie zur Belonung
Nach Spandau oder nach Küstrin,
Und sorgen, daß sie nicht entfliehn
Von dem Spaziergang nach Berlin.

Besuch muß höflich man erwidern;
Drum wärend in Berlin sie sind,
Ziehn wir in festgeschlossnen Gliedern
Recht freudig nach Paris geschwind.
Wir wollen da die Rechnung ziehn
Für den Spaziergang nach Berlin.

Wie auf dem Hanswursttheater dem zuschauenden Volke nichts mer Vergnügen macht als wenn der Held immer aufs neue durchgeprügelt wird, so verheißt die volkstümliche Dichtung auch den Franzosen gesalzene Hiebe. Mit wahrem Behagen behandelt Ludwig Bauer die deutschen ‚Schlagwörter‘, nämlich deutsche Hiebe, Püffe, Schläge, Prügel, Keile und Wichse. Rudolf Löwenstein singt nach der Melodie ‚Wer will unter die Soldaten‘:

Jubelnd seis der Welt verkündet:
Nicht mer scheidet uns der Main;
Darum rücken wir verbündet
Ins Franzosenland hinein.

Von der Alpe bis zum Strand
Schallt das Lied fürs Vaterland:
„Immer frisch, frei, fromm und froh
Haut sie auf den Chassepot!“

Karl Simrock aber fällt mit lerreichen Bemerkungen ein:

Die natürlichen Grenzen begert der Franzos
Und weiß nicht: es sind die Vogesen!
Er hat von Geographie nichts los,
Hat nie Karl Ritter gelesen.
Nun muß er so spät sich zur Schule bequemen!
Wir wollen ihm alles Gestolene nemen!

Wir saßen so lang in gemütlicher Ruh
Und reimten nur Liebe auf Triebe.
Dem verlogenen Feinde nun setzen wir zu
Und reimen ihm Hiebe auf Diebe.
Wie ser ihm auch Liebe für Hiebe gebricht,
So fallen die Hiebe dem Diebe doch dicht.

Der Liederstrauß, den ich auf diesen letzten Seiten gewunden, ist aus den Blumen von nur achtzehn Tagen gepflückt, nämlich aus denen, die von dem ersten Bekanntwerden der Kriegsdrohung bis zum ersten Kanonenschusse aufblühten. In änlicher Weise hat dann die Dichtung den ganzen Verlauf des Krieges begleitet. Darauf kann ich natürlich nur noch in einigen Andeutungen eingehen; denn nicht das Verhältnis der Poesie zu den Kriegsereignissen, sondern das zum Vaterlandsgedanken ist Gegenstand unserer Betrachtung. Freilich lassen sich Kriegslied und Vaterlandslied nicht immer

genau auseinanderhalten. Eines Liedes ist hier vor allem noch zu gedenken: der „Wacht am Rhein". Ich sagte bereits, daß dies Lied schon im Spätherbst 1840 von Max Schneckenburger gedichtet worden, daß es aber erst durch Karl Wilhelms markige Weise bekannt geworden ist. Mit dieser soll es zum erstenmale bei der Silbernen Hochzeit des Prinzen von Preußen am 11. Juni 1845 gesungen worden sein; eigentlich volkstümlich aber ward es damals nicht, und das war bei den gar nicht so leicht aufzufassenden, künen Tonsprüngen der Melodie auch ganz begreiflich. Um so wunderbarer die fast elementare Macht, mit der es 1870 von Anfang an den Gesang von Volk und Heer, jedes andere Lied weit hinter sich lassend, unbedingt beherrschte. — Ich erinnere mich, daß ich es einmal im Jahre 1858 von Sängern unserer 2. Kompagnie in Achen gehört habe; dann wüßte ich nicht, wann und wo es mir wieder begegnet wäre. Da stand ich am 23. Juli 1870 als Linienkommissar für das II. Korps auf dem Stettiner Banhof zu Berlin in nächster Nähe König Wilhelms als die erste Staffel des pommerschen Armeekorps hereinfur, und da füllte die Halle sich plötzlich tausendstimmig mit dem drönenden Gesange:

Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wer will des Stromes Hüter sein!?
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

Es war wie ein Wunder!! — Einigermaßen näherten sich an Volkstümlichkeit diesem feierlichen Hochgesange zwei Schößlinge drolligsten Volkshumors, das „Kutschkelied", dessen beide erste Zeilen übrigens schon 1813 gesungen worden, und Wolred Kreuslers unvergleichliches Soldatenlied „König Wilhelm saß ganz heiter", das sich so köstlich der alten Melodie vom „Prinzen Eugen" anschmiegt und in seiner unwiderstehlichen Komik der Unsterblichkeit gewiß ist.

Die von nord- und süddeutschen Truppen unter „unsrem Fritz" gemeinschaftlich erfochtenen Siege von Weißenburg und Wörth schlugen, wie Julius Lohmeyer in einem schönen Gedichte aussprach, unsere geistige Mainbrücke, und zugleich öffneten sie den Paß ins Elsaß. Nur den äußersten Mantelzipfel Germanias hatte des Feindes Fuß flüchtig berührt; schnell und stolz war er hinweggestoßen worden von dem Gewande unserer großen Mutter, und indem nun König Wilhelm die Grenze überschritt, gab er unserm Volke die Gewißheit, daß der Krieg in Feindesland gefürt werde. Der 73jährige König zog selbst ins Feld und unterwarf sich wie der jüngste den Müsalen des Krieges und den furchtbaren Aufregungen und Selenerschütterungen, die für den obersten Feldherrn unausbleiblich sind. Seine Gegenwart sicherte die Einheit der Heerfürung, sicherte ihr den unbedingten Gehorsam, sicherte den Erfolg. Am letzten Juli hatte der König Berlin verlassen; am 18. August gewann er die Schlacht von Gravelotte-

St. Privat, am 1. September die von Sedan. Niemals ist ein vollkommenerer Erfolg errungen worden. Völlige Einschließung und Gefangenname von Kaiser und Heer: das war ein Triumpf von unerhörter Art, und König Wilhelm feierte ihn durch die aus tiefster Frömmigkeit emporquellenden Worte: „Welch eine Wendung durch Gottes Fürung!“ — Jauchzend stimmte am 3. September Geibel das Festlied an:

Nun laßt die Glocken von Turm zu Turm
Durchs Land frolocken im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes Geleucht facht an!
Der Herr hat Großes an uns getan:
Ehre sei Gott in der Höhe!

Und ernster Anung voll sang damals der Schwabe Gottlob Kemmler:

Napoleon gefangen,
Gefangen Frankreichs Heer!
Mich faßt ein seltsam Bangen;
Mein Herz ist leicht und schwer.
Ich möcht im Siegesreigen
Aufjauchzen himmelan,
Und muß doch tief mich beugen
Vor dem, was Gott getan.

Wer sollte nicht erzittern
Vor Gottes Majestät,
Wenn er in Zorngewittern
Hoch seine Wege geht?
Ich füls, Er ist zugegen
In heiligem Gericht;
Da gilt es, stumm zu legen
Die Hände vors Gesicht . . .

Denn wenn uns klein erfindet
Die riesengroße Zeit,
Wenn unter uns nicht zündet
All die Barmherzigkeit:
So müßt uns ja verzeren
Ein Feuer seinerzeit,
Vor welchem klein noch wären
Des Nachbars Not und Leid.

Drum ist es nur mit Zittern,
Daß ich mich freuen mag;
Noch seh ich von Gewittern
Umwölkt den Siegestag.
Noch seh die Richterwage
Ich schwanken in den Höhn
Und über ferne Tage
Ein Wetterleuchten gehn.

Nunmer begann der Kampf um Metz und Paris, an den sich die Schlachten an der Loire und in Burgund, an der Sarthe und in der Pikardie reihten, bis die letzte französische Armee durch die Schneepässe des Jura in die Schweiz gedrängt worden war. — „Gegen wen füren Sie eigentlich noch Krieg?“ frug nach der Gefangenname Napoleons Monsieur Thiers in Wien unsern großen deutschen Geschichtsforscher. „Gegen Louis XIV.!“ entgegnete Leopold v. Ranke. Und wirklich, auch gegen diesen sollte die Schlacht noch gewonnen werden. — Am 3. Dezember beantragte König Ludwig von Baiern, daß Preußens Heldenkönig als Kaiser an des Reiches Spitze trete; am 18. Januar 1871 verkündete König Wilhelm seinem Heer und seinem

Volke zu Versailles die Annahme der Kaiserkrone. In der weltberümten Galerie des glaces, von deren Gewölben die Verherrlichungen der Gewalttaten jenes Bourbonenkönigs herabschauen, der sich als Roi soleil vergöttern und schamlos Denkmünzen auf die barbarische Verwüstung der Pfalz schlagen ließ, da erschollen jetzt die Jubelrufe, welche den Träger des monarchischen Pflichtgedankens zur Erneuerung des tausendjärigen Reiches begrüßten, da huldigten dem von den Fanen seines siegreichen Heeres umrauschten geliebten Kriegsherrn seine reisigen Getreuen als Deutschem Kaiser. In der Heimat aber stimmte man freudig ein in Felix Dahns feierlichen Festgesang:

Macte senex Imperator
Barbablanca, triumphator
  Qui vicisti Galliam
Et coronae Germanorum
Post viduvium saeculorum
  Reddidisti gloriam!

Heil dir, greiser Imperator,
Barbablanka, Triumphator,
  Der du Frankreich niederzwangst
Und der Krone der Germanen,
Wittwe längst des Ruhms der Anen,
  Glanz und Schimmer neu errangst.

Paris öffnete seine Tore dem deutschen Heere. Der Krieg war beendet. Am 21. März, Frülingsanfang, eröffnete Kaiser Wilhelm den ersten deutschen Reichstag, und am 10. Mai erfolgte der Abschluß des Friedens

mit Frankreich, welcher dem Reiche die langentberten Grenzlande Elsaß und Lothringen endgültig zurückgab. Die Sensucht der Nation, ihr heißes Wünschen war überschwänglich erfüllt. — Mit einer Weisheit one gleichen hatte Fürst Bismarck seinem greisen Könige zur Seite gestanden. Er verschmäte die unmittelbare Anknüpfung an das alte römische Reich deutscher Nation, dessen Krone unbegert in der Wiener Hofburg rastete; er handelte, wie es ein Gedicht von Wilhelm Jensen riet:

Erhebe nicht das alte Reich,
Das allzuviel besungen
Und sagenstolz, doch schattenbleich
Zu lerem Schall verklungen.

Nimm nicht die alte Krone dir,
Die, ob sie die höchste von allen
Einst hieß, ihr Träger wie Kinderzier
Ließ von der Stirne fallen.

Eine neue Krone der neuen Zeit
Unglaublich stolzem Werke!
Gewölbt von deutscher Einigkeit
Zu diamantener Stärke.

Auch die straff unitarischen Bestrebungen wies der große Kanzler mit überlegener Gelassenheit zurück. Er verfur ganz so, wie es Wilhelm Jordan im ‚Demiurgos' seinem Felix in den Mund legt*):

*) II S. 116,7.

Nur dadurch werden wir zu Schanden,
Daß wir verachten, was vorhanden.
Wen du gewillt bist zu bekeren,
Den zwinge nie, sich seiner Haut zu weren.
Willst du die deutsche Länderkarte
Mit wen'ger Farbe künftig drucken,
So sag ich dir vor Allem: warte!
Und drohe nie, die Kleinen zu verschlucken.
Denn dürfen sie unangefochten
Ihr Sonderdasein fortgenießen,
Sie werden, unvermerkt verflochten,
Freiwillig ineinanderfließen.

Den Schlagbaum an der Grenze laß verschwinden,
Die Eisenschiene Nord und Süd verbinden,
Mit gleicher Münze den Westfalen,
Den Bremer wie den Schwaben zalen,
In Mecklenburg, in Würtemberg und Hessen
Mit gleicher Elle, gleichem Scheffel messen:
Verkert das Volk erst ungeschoren
Von tausend kleinen Hindernissen,
So werden bald nur Professoren
Die deutschen Binnengrenzen wissen.
Doch glaube mir: das Dekretiren
Ist nur der Weg, die Einheit zu verlieren.

Ja Bismarck war ganz der Mann wie ihn einst Geibel ersent:

Wann doch, wann erscheint der Meister,
Der, o Deutschland, dich erbaut,
Wie die Sensucht edler Geister
Anungsvoll dich längst geschaut

Eins nach außen, schwertgewaltig
Um ein hoch Panier geschart,
Innen reich und vielgestaltig,
Jeder Stamm nach seiner Art.

Seht ihr, wie der Regenbogen
Dort in sieben Farben quillt?
Dennoch hoch und fest gezogen
Wölbt er sich, der Eintracht Bild.

Auf der Harfe laut und leise
Sind gespannt der Saiten viel;
Jede tönt nach ihrer Weise,
Dennoch gibts ein klares Spiel.

O wann rauschen so verschlungen
Eure Farben Süd und Nord!
Harfenspiel der deutschen Zungen,
Wann erklingst du im Akkord?!

Laß michs einmal noch vernemen,
Laß michs einmal, Herr, noch sehn!
Und dann will ichs one Grämen
Unsern Vätern melden gehn.

Auch diese Sensucht war nun gestillt: der Meister hatte den Bogen gewölbt und die Harfe gebaut.

Überblickt man die Poesie des großen Krieges in ihrer Gesamtheit, so läßt sich nicht verkennen, daß sie den Vergleich mit der des Befreiungskrieges nicht aus=zuhalten vermag. Joh. Fastenrath übertreibt kaum, wenn er singt: „So viel deutsche Lieder klingen, als

da Stern am Himmel stehn"; aber der Masse entspricht nicht immer der Wert, und darum hat Eduard Mörike vielleicht Recht, wenn er, in Gedanken an die Krieger Deutschlands, gesteht:

> Bei euren Taten, euren Siegen
> Wortlos, beschämt, hat mein Gesang geschwiegen;
> Und manche, die mich darum schalten
> Hätten auch besser den Mund gehalten.

Die verhältnismäßige Minderwertigkeit der Dichtung dieser Tage gegen die der Freiheitskriege ist übrigens begreiflich. Das erhabene Pathos der Zeit von 1813 entsprang der Auflenung gegen jarelangen furchtbaren Druck und entsprach einem letzten Emporbäumen, dessen Gelingen nichts weniger als gewiß war. Im Jare 1870 hatte man von vornherein gerechte Siegeszuversicht; Schlag auf Schlag gelang mit unerhörter Sicherheit, und so entwickelte sich eine gewisse Leichtherzigkeit, die denn auch in der Dichtung zum Ausdruck kommt. Erst nach dem Kriege traten die gewaltigen Umrisse des Riesenwerks, das man vollendet hatte, mit voller Deutlichkeit in das Bewußtsein der Sänger, und ein tieferes Verständnis der vom Heere gebrachten Opfer weckte den glühenden Wunsch, den Helden zu danken und ihnen ein Denkmal zu setzen im Liede. Solchen Empfindungen entsprangen Ernsts von Wildenbruch schöne Heldengedichte, ‚Vionville' und ‚Sedan'. Denn ganz wahr ist, was er in den Eingangsworten zu ‚Vionville' sagt:

Glücklich noch nicht, wer große Tat erlebte;
Glücklich erst der, der sie auch ganz empfand.
Der Glücklichste, wen Taten so entzünden,
Daß trunken sich in ihm die Sele regt,
Daß ers im Lied der Nachwelt kann verkünden
Was seines Volkes Herzen einst bewegt.

Der vaterländische Gedanke aber fand um diese Zeit seinen vollkommensten Ausdruck in dem schon 1859 von Hoffmann von Fallersleben gedichteten Liede:

Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt,
Wenn es stets zu Schutz und Trutze
Brüderlich zusammenhält.
Von der Maas bis an die Memel,
Von der Etsch bis an den Belt:
Deutschland, Deutschland über alles
Über alles in der Welt.

Seitdem ist dies Lied mit Haydns alter Melodie zum Volksgesang der Deutschen geworden.

Am Sedantage des Jares 1873 erfolgte die Enthüllung der Siegessäule auf dem Berliner Königsplatze, die, ursprünglich zur Erinnerung nur an den dänischen Krieg begründet, mit den Taten Preußens selbst emporgewachsen war zu immer höherer, immer gewaltigerer Bedeutung, und daran reihte sich (am Tag von Mars-la-Tour) im Jare 1875 die Einweihung des Hermanndenkmals auf der Grotenburg. Die traurige Baugeschichte dieses sinnvollen Kunstwerks hatte Kaiser Wilhelm ausgelöscht.

Durch die Begründung des neuen deutschen Reiches war der Vaterlandsgedanke in denkbar kräftigster Weise bejaht worden. Leider hatte diese stolze Bejahung sofort auch eine Verneinung hervorgerufen: hier von der schwarzen, dort von der roten Internationale. Was war deren Vertretern das deutsche Vaterland!? „Das Wort Vaterland“, so äußerte der Abgeordnete Liebknecht schon im Herbst des Jares 1872, „hat keinen Zauber für uns. Vaterland in euerem Sinne ist uns (Sozialdemokraten) ein überwundener Standpunkt, ein reaktionärer, kulturfeindlicher Begriff!“ — Wiederholt schritten die Vaterlandsfeinde dazu, das hohe Werk der deutschen Einheit zu vernichten oder doch an seiner empfindlichsten Stelle zu verletzen, indem sie unmittelbar das geliebte Leben unsres greisen, großen Kaisers angriffen. Wer hätte das für möglich gehalten!? Wol haben auch damals deutsche Dichter dem Zorn und dem Kummer unseres Volkes Ausdruck geben wollen; doch Scham und Ingrimm erstickten ihre Stimmen. — Am 28. September 1883 enthüllten der Kaiser und die meisten deutschen Fürsten das Nationaldenkmal auf dem Niederwalde.

Wo unser Rhein vom Gau der Edeltraube
Die Fluten wälzt ins enge Felsental,
Am Saum des Niederwalds im Eichenlaube
Ragt unser herstes Denk- und Ehrenmal.*)

*) Hermann Grieben.

Ein Fest reinster Dankbarkeit und tiefster innigster vaterländischer Freude vereinigte Herrscher und Volk; die „Wacht am Rhein" tönte den herrlichen Strom auf und nieder, und one Anung waren die Feiernden, daß der Boden, auf dem sie standen und Gott priesen, von der Hölle unterwült war. — — — Still von dieser Schmach! — Gott hielt seine Hand über unsern teueren Herrn und seine Getreuen! Es war ihm beschieden, umgeben von seinem Sone, seinen Enkeln und Urenkeln den 90. Geburtstag zu feiern, der allen Deutschen zugleich zu einem Dankfest wurde für die Erfüllung des Vaterlandsgedankens durch diesen großen, guten und treuen Fürsten. Niemand hat diese Empfindungen tiefer und herzlicher ausgesprochen als Ernst von Wildenbruch:

Wir grüßen, wir ehren, wir segnen das Haupt,
Dem das neunzigste Jar heut den Scheitel umwebt;
Wir glauben an Dich, an den wir geglaubt
Seit der Zollern-Ar über Deutschland schwebt. —
Wir bringen Dir heute zum heiligen Tag
Nicht zitternder Sklaven demütigen Tribut:
Unsres lodernden Herzens tief heiligsten Schlag,
Unsrer liebenden Sele tief innigste Glut!
Wir heben die Hände, geloben und schwören,
Mit Leib und Sele Dir anzuhören,
Den Feind nicht zu fürchten, nicht Tod und Verderben,
Für Dich und für Deutschland zu leben, zu sterben,
Du Kaiser des Lands, unser Rat, unser Schwert,
Wilhelm, Du Geliebter, den Gott uns beschert.

Noch zwei vaterländische Werke höchster Bedeutung zu begründen, war dem großen Kaiser gewärt: Den

Bau des Nordostseekanals und die Neugestaltung des Landsturms. Der 6. Februar 1888, an dem der Reichstag mit nie erhörter Einmütigkeit die Wervorlage und die für sie nötige Anleihe bewilligte, war einer der schönsten Tage, die unsere Nation erlebt hat und berechtigte den Fürsten Bismarck, den drohenden Nachbarn das stolze Wort zuzurufen: „Wir Deutsche fürchten Gott aber sonst nichts in der Welt!“ — Es war die letzte Lebensfreude Kaiser Wilhelms. — Die tückische tötliche Krankheit, die seinem edlen Sone am Leben zerte, warf düstere Schatten auf die letzten Monde des erlauchten Greises. Und tief empfand sein Volk, empfanden alle Deutschen mit ihm. Schön sind die Strophen Franz Keims, eines Ober-Österreichers, die er ‚Aller Deutschen Christgebet‘ nannte (1887):

Ihr herrlichen Zeugen der himmlischen Macht,
Die über uns waltet so weise,
Ihr funkelnden Sterne der heiligen Nacht
Steht still auf der ewigen Reise!

Hört an, was wir alle mit Sensucht und Pein
Erflehn von der göttlichen Gnade,
Wir Brüder vom Nordmeer, wir Brüder vom Rhein,
Wir Brüder vom Donaugestade.

Erbarm dich, Allvater, des Reichs und des Trons
Und schick deinen Engel hernieder!
Der Kaiser, der greise, er freu sich des Sons,
Er wisse gerettet ihn wieder!

Du hast ja durch beide so Großes vollbracht,
Hast beiden das Höchste beschieden —
Nicht Vater, nicht Son überhob sich der Macht;
Sie schenkten der Erde den Frieden.

Erweise Dich gnädig, Du Herr aller Herrn!
Schwer hat Deine Hand uns getroffen;
Laß leuchten herab einen tröstlichen Stern;
Alldeutschland will hoffen, will hoffen.

Ach, diese Hoffnung wurde nicht erfüllt. Am Morgen des 9. März 1888 schloß der Mann, der mit 91 Jaren noch auf dem Sterbebette sagte: ‚Ich habe keine Zeit, müde zu sein', die guten treuen Augen.

Er war die Eiche, unter deren Schatten
Das Vaterland in Sicherheit geruht,
Die Heldenhand, um Deutschlands blühende Matten
Zu schirmen vor des Feindes Frevelmut,
Der feste Damm, um unsrer Nordmark Watten
Mit Stahl zu gürten wider Sturm und Flut;
Der Helden größter in des Schlachtroß' Bügeln
Doch größer noch — durch Maß den Sieg zu zügeln.*)

Ach jene traurige Nacht, da er von der durch mer als funfzig Jare bewonten Heimstätte am Friedrichsdenkmal in eisigem Schneesturm von seinem hohen Enkel hinübergeleitet wurde zum Dom!

Er naht, getragen von der Schar,
Die er im Krieg,
Gefürt durch drohende Gefar
Von Sieg zu Sieg.

*) Hans Köster.

Er naht, und höher flammt der Schein
Der Fackeln all'
Und lauter tönt vom Turme drein
Der Glockenschall.

Er naht, und jeden, der dort steht,
Ergreift ein Graun,
Als sollt er nun die Majestät,
Des Todes schaun.

Die Glocke klagt, der Sturmwind brüllt,
Das Volk ist stumm;
Ein einzges tiefes Seufzen füllt
Den Platz ringsum.

So zieht er hin um Mitternacht
Der greise Held,
Und trauernd um den Toten wacht
Die halbe Welt.

Vorbei, vorbei! Der Fackeln Rauch
Noch düster loht,
Und hol nur klagt der Winde Hauch:
Der Kaiser tot.*)

Und wie bald, wie bald, folgte ihm sein edler Sohn! Es war ein beispielloses Schicksal für unser Herrscherhaus wie für das Vaterland. Aber uns blieb doch ein Trost: jene unwandelbare Stetigkeit in der Nachfolge unter der Krone, wie sie das alte Reich niemals besessen hat. Und darum folgt Adolf Katsch mit Recht in seinem Gedichte von den drei Kaisern

*) Antonie Jüngst.

einem uralten Soldatenbrauch. Denn wir ziehen zur Bestattung mit gedämpften Trommeln und zögernden Schrittes; sind aber die drei Salven über das Grab gerollt, dann stimmen Trompeten und Hörner einen kräftigen Marsch an und füren die Lebendigen zurück zur Arbeit, zur Lust und zum Kampfe des Lebens.

Verhüll dein Haupt, Germania, und weine!
Der Mann, der dich erweckt zu Glanz und Pracht,
Der dich erhob zur ersten Erdenmacht
Dein Kaiser Wilhelm, der erhabne, reine,
Dein Friedenshort, dein Sieger in der Schlacht —
Er hat vollbracht.

Verhüll dein Haupt, Germania, und weine!
Auch „Unser Fritz", der herrlich mitgeschafft,
Zu lösen dich aus Banden und aus Haft,
Der nie zu spät kam! Dieser einzig Eine
Ward uns in seiner vollsten Manneskraft
Vom Tod entrafft.

Verhüll dein Haupt, Germania, und weine!
Ach, mit dir weint aus tiefstem Herzensgrund
Dein ganzes Volk; denn auf dem Erdenrund
Fiel keinem Reich ein Los, schwer wie das deine,
Schlug keinem Lande tiefre Herzenswund
Die schlimmste Stund!

* * *

Erheb dein Haupt, Germania in Freuden!
Das Reich durchbraust der stolze Ruf: Hurra!
Gott ist mit uns! Schon steht, was auch geschah,
Jung, kräftig, mild, ein treuer Sproß der beiden,
Ein zweiter Kaiser Wilhelm vor uns da!
Victoria!

Ja, Victoria! Es war in der Tat ein großer Sieg des Vaterlandsgedankens, daß eine so furchtbare Krise so glatt überwunden wurde! Welche Weiterungen, welche Kämpfe würde eine solche Lage im Mittelalter zur Folge gehabt haben! Den deutschen Fürsten war es zu danken, daß das vertragsmäßig Selbstverständliche sich auch in der Tat und in der Wahrheit unbeanstandet vollzog.

— — —

Blicken wir nun zurück auf all die Bilder, die wir an uns vorübergehen ließen, so werden wir eine mächtige, fruchtbare Wechselwirkung zwischen dem Vaterlandsgedanken und der deutschen Dichtung erkennen und freudig zugestehn, daß die Poesie einen großen Anteil an unseren Erfolgen gehabt hat. Das hat auch Fürst Bismarck mit warmen Worten anerkannt. Als ihn am 21. Mai 1892 die Dresdener Liedertafel in Friedrichsruh besuchte und mit ihren Gesängen erfreute, da wies er darauf hin, daß das auf dem Schlachtfelde von St. Privat von Preußen und Sachsen gemeinsam vergossene Blut einen Kitt bilde, der für alle Ewigkeit unzerstörbar sein werde. Aber schon lange vorher habe sich „unter der Asche fortglimmend das brüderliche Gefühl erhalten, das die Deutschen in der alten Kaiserzeit vereinte. Und wer hat dies stille Feuer gepflegt? Die deutsche Wissenschaft, die deutsche Poesie und nicht zum wenigsten das deutsche Lied.“ — Dies hat auch

Kaiser Wilhelm II. ausdrücklich bestätigt, als er im Oktober 1894 den Gesangvereinen in Wiesbaden zurief: „Pflegen Sie weiter das deutsche Lied; es ist ein ausgezeichneter Träger unserer Einigkeit!“ Aber auch prophetisch und vorwärts treibend hat das deutsche Lied gewirkt, und treffend ruft Wilhelm Jordan seinem Freunde Victor Scheffel zu:

Ich unterschreib es one Einspruch:<br>
„Ein gutes Blatt Geschichte<br>
Ist besser als tausend Gedichte.“<br>
Doch wahr, Freund Scheffel, ist auch mein Spruch:<br>
Daß Großes immer nur geschieht,<br>
Wo vorgespielt ein großes Lied. —<br>
Was haben wir mit Ruhm errungen?<br>
Was Schiller, Arndt uns vorgesungen.

---

Was sind nun die Aufgaben patriotischer Denker und Dichter in der Gegenwart?

In politischer Hinsicht hat der Vaterlandsgedanke durch die Aufrichtung des neuen deutschen Reiches eine wenn auch noch nicht vollkommene, so doch wol auf lange hinaus befriedigende und abschließende Erfüllung gefunden. Uralt aber ist die Erfarung, daß das Erreichte niemals dem Erwünschten entspricht oder doch nicht zu entsprechen scheint. Der verklärende Duft der Ferne felt jeder Gegenwart, und infolge dessen findet sich dem Dank für die Erfüllung stets eine Neben=

empfindung von Enttäuschung beigemischt. Dies wird eine Quelle der Unzufriedenheit. Ferner lebt in jeder Sensucht, jeder Hoffnung ein idealistischer Zug, der die Sele beflügelt und sie hinaushebt über die gemeine Wirklichkeit der Dinge; wärend jede Sättigung materialistisch wirkt, das Gefül vergröbert. Auch hier gilt Schillers Wort „Mit dem Gürtel, mit dem Schleier reißt der schöne Wan entzwei!" Aus solchen Stimmungen heraus hat sich, trotz einer ganz außerordentlichen Hebung der Lebenshaltung des niederen Volkes, auf dem Närboden gewisser wirtschaftlicher Schwierigkeiten und begünstigt durch beständig zunemende Begerlichkeit, eine Abker von unsern alten Idealen vollzogen, und zwar in dem Maße, daß innerhalb des Reiches eine leider große Partei besteht, die den Gedanken der persönlichen Freiheit wie den Vaterlandsgedanken grundsätzlich und leidenschaftlich verneint und somit die höchsten Güter der Nation bedroht. Die offenkundige Absicht, das Privateigentum aufzuheben, den Wettbewerb zu verhindern, dem Einzelnen die Freiheit der Berufswal und der Arbeitsart zu nemen, würde, wenn sie sich durchzusetzen vermöchte, jede Entwickelung eigenartiger Persönlichkeiten unmöglich machen, jede höhere Bildung zerstören, und an die Stelle des deutschen Volkes eine gleichmäßig gefütterte Masse grauer Zuchthäusler setzen. Es wäre der denkbar schärfste Gegensatz zu Goethes Ideal, der in der harmonischen Ausgestaltung der Persönlichkeit, in der Mannigfaltigkeit

freistrebender Sonderwesen das natürlichste Verlangen und zugleich die edelste Blüte der Menschheit sah:

> Volk und Knecht und Überwinder
> Sie gestehn zu jeder Zeit,
> Höchstes Glück der Erdenkinder
> Sei nur die Persönlichkeit.
>
> Jedes Leben sei zu füren
> Wenn man sich nicht selbst vermißt;
> Alles könne man verlieren,
> Wenn man bliebe, was man ist.

Die obersten Individualitäten, welche innerhalb der Menschheit bestehen, sind nun die Völker, und daher bekämpft die Sozialdemokratie, von ihrem Standpunkt aus ganz folgerichtig, mit heißem Haß den Vaterlandsgedanken; sie verhönt und begeifert ihn, wenn unser Volk das Gedächtnis seiner Siege und seiner großen Toten feiert; sie verweigert dem Oberhaupte der Nation, dem Kaiser, den altherkömmlichen Ausdruck der Ehrfurcht und spricht statt dessen den Mördern und Brandstiftern der französischen Commune ihre Sympathie aus. — Der Großkophta der Sozialdemokraten, Karl Marx, verlangt als Übergang zum Kommunismus ‚die revolutionäre Diktatur des Proletariats', und sein Freund Engels erläutert diesen Begriff durch den Zuruf: „Wollt ihr wissen, wie die aussieht? Seht euch die pariser Kommune an; das war die Diktatur des Proletariats!"

Goethe äußert einmal:

Übers Niederträchtige,
Niemand sich beklage;
Denn es ist das Mächtige,
Was man dir auch sage!

Darum wollen auch wir uns nicht über die Sozialdemokratie beklagen; aber wir wollen sie bekämpfen, und dabei soll und kann die deutsche Dichtung helfen. Ihr Amt ist es, Freiheit und Volkstum zu verfechten, indem sie die Selen mit erhabenen, deutschen Gedanken füllt, wie deren ein Heldengedicht gleich Jordans „Nibelunge“ bietet, oder indem sie uns große Gestalten, bedeutungsvolle Wendepunkte unserer Geschichte vor Augen stellt, wie es etwa Wildenbruchs vaterländische Schauspiele tun. Aber neben solcher vorbeugenden Wirksamkeit sollte unsere Dichtung doch auch nicht versäumen, unmittelbar angriffsweise gegen die Irrleren der Feinde unseres Vaterlandes und unserer Gesittung vorzugehen. Bisher ist derart noch blutwenig geschehen; im Gegenteil: Verblendung oder die krankhafte Sucht, Aufsehen zu erregen, hat manchen Dichter dazu verleitet, der Sozialdemokratie Vorschub zu leisten, namentlich auf der Büne. Insbesondere geschah das von solchen Dramatikern, die, wie Jordan sagt,

Befangen sind vom modischen Wan,
Der die Zuchthausban,
Die Branntweinpest,
Die Hirnschwundqual
In scheußlichen Bildern
Getreulich zu schildern
Als lonende Wal
Der Dichtung empfal.

Wann endlich werden die verrückten Traumgebilde dieser Partei eines alleinseligmachenden Sklaventums von unserer Dichtung in ihrer Erbärmlichkeit und Nichtigkeit gebrandmarkt werden; wann endlich kommt der deutsche Aristophanes, der dies widerliche Wolkenkukuksheim an den Pranger der Komödie stellt!?

Das ist das Eine, was not tut; dazu gesellt sich ein Zweites.

Es war wol natürlich, daß wir nach der Wiederaufrichtung von Kaiser und Reich die Hoffnung hegten: diese weltgeschichtliche Tatsache werde den Deutschen der ganzen Welt, vor allem denen in Europa die ihnen gebürende Stellung sichern. Gerade das Gegenteil geschah! — Dies hatte verschiedene Gründe. Zunächst erkannten unsere slavischen Nachbarn, daß der letzte Augenblick gekommen sei, in dem sie überhaupt noch Aussicht hätten, die mit ihnen im politischen Zusammenhange stehenden Deutschen ihres angeborenen Übergewichts zu berauben, sie mundtot zu machen und ihnen das Szepter zu entreißen, das sie Jarhunderte lang als Kulturträger gefürt hatten. Ja, die Slaven witterten auch, daß dieser letzte Augenblick zugleich ser günstig für sie sei, weil die dem Reiche benachbarten Regierungen in banger Sorge befangen waren vor einer mächtigen Fortpflanzung des deutschen Gedankens, und zwar des politischen Deutschtums, in das Gebiet der von ihnen beherrschten Völker. Und nun begingen die vom Reich getrennten Deutschen — statt alle Kräfte

fest zusammenzuhalten und sich ihren Regierungen durch treue Mitarbeit an den Statsaufgaben unentberlich zu machen — den verhängnisvollen Feler, sich nicht nur untereinander zu spalten, sondern sich auch mit echt deutscher Verranntheit in Lebensfragen ihrer Regierung zu versagen und diese also geradwegs zu zwingen, sich auf die Slaven zu stützen. Infolge solcher Haltung sehen wir — sogar in unsern eigenen preußischen Ostmarken — überall das Slaventum in entschiedenem Fortschreiten. Mit all der Unverschämtheit und all der Schlauheit, welche der Halbkultur eigen sind, greifen die Slaven um sich, und es ist die höchste Zeit, ihnen ein mächtiges Quos ego! entgegenzurufen. Aus den österreichischen Landen tönen auch tief empfundene dichterische Klagen uns an Or und Herz. Da die Reichsregierung durch ihre völkerrechtliche Stellung durchaus gehindert ist, in diesen Dingen einzuschreiten, so bleibt es Sache deutscher Vereine, zu helfen, und dieser Erwägung verdankt der allgemeine deutsche Schulverein seine Begründung. Ihm folgten der allgemeine deutsche Verband und der Verein zum Schutz der Deutschen in den Ostmarken. Wärend diese Vereine dem Angriff auf unsere Sprachgrenzen entgegentreten, und mit Hilfe der Schule und der deutschen Wirtschaft gegen Slaven, Magyaren, Italiener und Wallonen fechten, ja selbst in fremden Weltteilen, wo irgend unsre Zunge klingt, das deutsche Leben aufrecht zu erhalten suchen, befehdet der allgemeine deutsche Sprachverein die noch immer

nicht völlig überwundene Verwälschung im Innern der Nation. An all diesen Kämpfen neme auch die Dichtung teil! Sie schreite uns voran und trage ihr hellleuchtendes Banner in das Gewül unserer Gegner; sie begleite mit ihren muntren Rhythmen unsern Schritt wie Trommel und Pfeife das angreifende Fänlein beflügeln, und immer und immer wieder umtöne uns das Lied des alten Arndt:

Was ist des Deutschen Vaterland!? . . .
So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt:
Das soll es sein!
Das, wackrer Deutscher, nenne dein!
Das ganze Deutschland soll es sein!

Druck von G. Bernstein in Berlin.



